

# Die 3 Teufel

## von Hopfgarten

Geschrieben von Hans Bramböck aus dem Zeitabstand von 50 Jahren unter Benützung authentischer Unterlagen.

*(diese Auflage wurde vom Original-Buch abgeschrieben)*

### Das Urteil des Schwurgerichtes

Am 1. August 1934 um 12 Uhr verkündete LGR Dr. Hohenhorst als Vorsitzender des Schwurgerichtes in Innsbruck das Urteil über drei junge Männer, die als "Die drei Teufel von Hopfgarten" in die Kriminalgeschichte eingegangen sind. Franz Bachler, Anton Clementi und Alois Lechner sind zu lebenslangem schweren Kerker, verschärft durch Dunkelhaft an mehreren Tagen im Jahre, verurteilt. Sie nehmen das Urteil gelassen zur Kenntnis.

Damit fällt der Vorhang am Schluss eines Sensationsprozesses, dessen Beginn am 17. Juli 1934 von einer Innsbrucker Tageszeitung mit folgenden Ausführungen angekündigt wurde:

"Heute stehen drei junge Burschen vor dem Innsbrucker Schwurgericht.

Voraussichtlich fünf Wochen wird der Prozess gegen sie dauern. Zwei von den Verbrechern sind Tischlergehilfen, der dritte ein gelernter Schuhmacher. Ihre Namen werden in die Kriminalgeschichte eingehen, mit blutroten Lettern werden sie darin verzeichnet werden. Sie lauten: Franz Bachler, Anton Clementi, Alois Lechner: Die drei Unholde waren zu Beginn ihrer verbrecherischen Tätigkeit kaum 20 Jahre alt..." Die Verworfenheit dieser drei Bestien in Menschengestalt, die durch Jahre in der Umgebung von Hopfgarten ihr Unwesen treiben konnten, ist kaum in Worten auszudrücken. Die trockene, sachlich abgefasste Anklageschrift, die unbarmherzig alles enthält, was diese drei Burschen eronnen und verbrochen haben, gibt Aufschluss über die furchtbaren Gräueltaten, die diese Scheusale auf ihr Gewissen luden. Die 311 Seiten des Schriftstückes stellen wohl eines der furchtbarsten Dokumente menschlicher Verkommenheit dar; auf jeder neuen Seite findet sich eine neue Schauerthat. Und bei jeder neuen Seite taucht in einem die Frage auf: Wie ist es nur möglich, dass in der Seele so viel Sünde, so viel Schmutz Platz haben... Ein Wort, das einmal Alban Stolz niedergeschrieben hat, kommt hier zu Hilfe: "Wie unermesslich groß ist doch die Menschenfreundlichkeit und die Geduld Gottes, dass er überhaupt die Menschen existieren lässt!" Schon die Aufzählung der Straftaten allein wirft ein schreckliches Licht auf das vertierte Wesen der Angeklagten."

Der angekündigte Sensationsprozess nahm dann nicht fünf, sondern nur gute zwei Wochen in Anspruch. Man lebte damals in einer politisch hochbrisanten Zeit. Am Beginn der zweiten Prozesswoche wurde in Wien der Mord an Bundeskanzler Dollfuß verübt, und so gab es für die Behörden, Gerichte und Öffentlichkeit auch andere Sorgen und Interessen.

Es waren aber besonders die drei Angeklagten selbst, die dem Schwurgericht die Wahrheitsfindung sehr erleichterten. Die Tatsache wurde besonders von Staatsanwalt Dr. Grünwald in seiner temperamentvollen Anklagerede hervorgehoben, in der er unter anderem ausführte: "Nach dem letzten Brand, als es

der Tatkraft und der Entschlossenheit des Inspektors Felser gelungen war, die Mörder und Brandstifter festzunehmen, da mag ein Aufatmen und eine Erleichterung durch den Ort gegangen sein, dessen Bevölkerung vier Jahre lang unter dem furchtbaren Druck dieser Mordgesellen gestanden sind. Wir haben einen Schinderhannes in Deutschland gehabt und einen Graßl in Österreich, aber der Druck, den diese drei Verbrecher ausübten, war ein viel größerer, weil er sich auf ein ganz kleines Gebiet beschränkte. Dieser Kriminalfall hat etwas ganz Merkwürdiges: Es wird kaum in einem Prozess von einem derartigen Umfange über die einzelnen Taten eine solche Klarheit herrschen wie in diesem ... Über die Schuldfrage sind Zweifel nicht aufgetaucht: Lechner, Bachler und Clementi haben ja ein volles Geständnis abgelegt."

Unter Berücksichtigung dieser Geständnisse konnte sich der Staatsanwalt in der Folge darauf beschränken, aus der Serie der Verbrechen nur die schwerwiegendsten ausführlicher zu behandeln, die er aber in krassen Bildern im Verhandlungssaal vorüberziehen ließ. So ging noch einmal eine Welle des Grauens durch den Gerichtssaal. Sogar Lechner und Bachler, die sich während des ganzen Prozesses als "Stars" zu fühlen schienen, waren nun blass und stumm. Und der von Angst und Misstrauen befreiten Bevölkerung von Hopfgarten mag noch einmal der kalte Schauer über den Rücken gelaufen sein, als sie die ziemlich freimütige Aussage des Rädelsführers Alois Lechner vernahm: "Wenn wir alles, was wir im Sinn gehabt haben, ausgeführt hätten, wäre in Hopfgarten überhaupt niemand mehr am Leben." Der Staatsanwalt befasste sich auch mit der Frage, wieso diese Verbrecher vier Jahre lang in Hopfgarten wüten konnten, ohne erwischt zu werden, und setzte sich insbesondere mit der Frage auseinander, ob die Angeklagten für ihre verbrecherische Taten auch verantwortlich seien. Die Erörterung war wohl deshalb notwendig, weil der Verteidiger des Alois Lechner die Ansicht vertrat, dass dieser nicht in eine Strafanstalt, sondern in die Irrenanstalt gehöre, und der Verteidiger des Anton Clementi nachzuweisen versuchte, dass dieser schwachsinnig und daher minderverantwortlich sei.

Die im Prozess gegen Lechner, Bachler und Clementi als Sachverständige fungierenden Psychiater brachten in ihren schriftlichen Gutachten eine realistische Ansicht zum Ausdruck:

"Bei den Beschuldigten kann von einer Geisteskrankheit keine Rede sein. Eine gewisse angeborene Veranlagung und sonstige, die Charakterbildung beeinflussende Verhältnisse haben Lechner zu dem gemacht, was er geworden ist, zu einem gefährlichen Feind der menschlichen Gesellschaft. Ihm fehlt jedes sittliche Empfinden. Mitleidlos, grausam und roh, dabei aber auch schlau und gewandt, trieben ihn seine Freunde, sich gegen Recht und Ordnung aufzulehnen, stets zu neuen verbrecherischen Taten. Er gehört zu den sittlich und sozial Entarteten, doch ist eine solche Entartung nicht zu jenen Umständen zu rechnen, durch welche die strafrechtliche Verantwortlichkeit berührt werden."

Bachler und Clementi dagegen seien die Mitläufer des Lechner gewesen, der ihr Führer war. Obgleich sie zweifellos seinem Einfluss unterlegen waren, könne nicht gesagt werden, dass sie zum willenlosen und unverantwortlichen Werkzeug geworden sind. Clementi ist geistig etwas zurückgeblieben, doch nach Ansicht der Psychiater nicht so schwer, dass man von einem krankhaften Schwachsinn sprechen könnte. Diese im Vergleich zu Bachler erhebliche geistige Minderwertigkeit dürfte wohl auch der Grund gewesen sein, dass Clementi nicht so wie Bachler in ernster und unauffälliger Weise, sondern mehr in aufdringlicher Art seine Abkehr von den Straftaten betonte. Jedenfalls seien auch Bachler und Clementi strafrechtlich für verantwortlich zu halten.



*Ansicht von Hopfgarten mit der Hohen Salve*

*(aus der Zeit vor oder kurz nach dem 1. Weltkrieg, bemerkenswert ist, dass die Häuser durchwegs mit Schindeln eingedeckt sind)*

### **Aus der Jugendzeit der "drei Teufel"**

Alois Lechner wurde am 29. März 1909 in Hopfgarten als außereheliches Kind geboren. Seine aus Ellmau stammende Mutter verlor er bald nach seiner Geburt. Im Alter von zwei Jahren wurde er von der Familie Leithner als Ziehkind aufgenommen. In der Schule zeigten sich zunehmend seine nachteiligen Charaktereigenschaften, nämlich sein Drang nach Auflehnung und Verlogenheit und sein Verführungseinfluss auf Mitschüler. Sein Lernerfolg war mäßig, erst in der Gewerbeschule ging es besser. Im Kleinbetrieb seines Ziehvaters erlernte er das Tischlerhandwerk, doch hatte er an der Arbeit nie Freude. Er wäre lieber Jäger geworden, behauptete er später von sich. Seiner Statur nach war er sehr groß, schlank und kräftig, mit tiefer, kräftiger Stimme, nach seiner Wesensart ein Stänkerer und Rohling, weshalb er vielen unsympathisch war, obwohl er in der Feuerwehr und Musikkapelle mitwirkte, allerdings auf seine Art, wie sich später herausstellen sollte.

Franz Bachler wurde am 1. Dezember 1908 in Hopfgarten als außereheliches Kind geboren, verbrachte seine erste Jugendzeit bei einer Ziehmutter auf dem Salvenberg und kam nach deren Tod nach Hopfgarten-Markt, wo er die Volks- und Gewerbeschule besuchte. Seine Mutter konnte sich nie recht um ihn kümmern. Der Lernerfolg war mäßig. Er galt schon als Schüler der Druckmäuser, als falsch, verschlagen und für gute Mahnungen unzugänglich. Nach vorübergehender Beschäftigung bei Bauern bekam er einen Lehrplatz als Tischlerlehrling. Die Tischlerei interessierte ihn jedoch nicht, so dass er in diesem Fach nur mangelhafte Kenntnisse erwarb. Er schloss sich mehr und mehr dem geistig überlegenen Lechner an, den er von der Schulzeit her kannte, und geriet zunehmend unter den unheilvollen Einfluss dieses Verführers. Seit Jahresende 1931 war er überwiegend arbeitslos. Beim Umgang mit anderen gab er sich ruhig und bescheiden, weshalb er nicht unsympathisch wirkte. Seine Wesensart war jedoch düster und verschlossen, so dass er nach Aussage eines Hopfgartner Bürgers den Eindruck erweckte, er sei "mit der ganzen Welt zerkriegt".



*Alois Lechner Franz Bachler Anton Clementi*

Anton Clementi, geboren am 1. Juli 1907 in Hopfgarten als Kind einer armen Arbeiterfamilie. Er besuchte in Hopfgarten die Volks- und Gewerbeschule, war als Schüler minderbegabt, verlogen, apathisch und unzugänglich, was als Folge seines damals krankhaften Nervenzustandes (Fraisen) angesehen wurde. Seine sehr religiöse Mutter und sein Vater, der schon im Jahre 1925 starb, bemühten sich um eine gute Erziehung. Die Lehrzeit als Schuhmacherlehrling absolvierte er zuerst beim Meister Hans Peter, bei dem er nicht durchhielt, und dann, jedoch nur in den Wintermonaten, beim Meister Basilius Salcher. In der Folge arbeitete er im Straßenbau, bei Vermessungen und schließlich im Hopfgartner Ziegelwerk. Sein Unglück entstand aus seinem Umgang mit Lechner, aus dessen Einfluss er sich nicht mehr befreien konnte, bis er schließlich selbst zum Brandleger und Mörder geworden war.

### **Stimmungsbilder und Kontraste**

Wenn man aus der Gegenwart heraus ein über 50 Jahre zurückliegendes Kriminalgeschehen zu beurteilen versucht, würde es gewiss zu einer Verzerrung führen, hierbei die jetzigen Verhältnisse als Maßstab zu nehmen. Es wäre auch ungerecht, wollte man die Ursachen des Geschehens in den Jahren 1929 bis 1933 in den örtlichen Verhältnissen suchen. Es ist dieselbe Marktgemeinde wie ehemals, in der im September 1962 eine glanzvolle 600-Jahr-Feier abgehalten wurden - die höchste Repräsentanten des Landes als "Triumph der Einigkeit" bezeichneten - und ein vom Erfolg und schönen Verlauf beglückter Bürgermeister Leonhard Manzl ausrief: "Mit uns freut sich der Himmel!" Ein großartiges Fest, Parade eines vorbildlichen Gemeinschaftssinnes, Ausdruck eines breiten Wohlstandes, Ehrenblatt in der schon reichhaltigen Gemeindechronik! Ein Beitrag zu dem aus 35 Gruppen bestehenden Festzug, der von tausenden Zuschauern bejubelt wurde, deutete allerdings den Kontrast zum großen Jubel an: "Pfarrkirche nach dem Brand 1932", betitelte sich die dargestellte Kirchenruine mit den beiden stumpf und anklagend nach oben ragenden Turmresten.

Es war wohl das traurigste Fest, das Hopfgarten je erlebte, als die im 19. Juni 1932 angesetzte Firmung im Friedhof durchgeführt werden musste. Die Kirche war vier Tage vorher, in der Nacht zum 15. Juni, ein Raub der zerstörenden Flammen geworden. Über die damalige Stimmung berichtet die aus Anlass der 600-Jahr-Feier

herausgegebene Hopfgartner "Heimatchronik 1962": Als die Kirche in ihren Trümmern lag, bemächtigte sich der Bevölkerung von Hopfgarten eine unbeschreibliche Verzagttheit. Kein Ton einer Glocke durchheilte die Luft, kein Stundenschlag verkündete die Zeit."

Im Juni 1932 stand beim Empfang des Bischofs Leonhard Manzl der Ältere, der von 1929 bis 1931 die schwere Bürde des Bürgermeisters von Hopfgarten-Land zu tragen hatte, im Spitzenfeld der gewählten Organe. Durch dieses Beispiel soll dargelegt werden, dass die Hopfgartner Bevölkerung des Jahres 1932 ebenso gerecht, strebsam und aufgeschlossen war wie die nächstfolgende Generation des Jahres 1962.

### **50 Jahre früher ...**

Wer sich in die Frage vergrübelt, warum es in der Menschheitsgeschichte immer wieder unfassbare Verbrechen gegeben hat, obwohl die Täter letztlich doch irgendwann und irgendwie gefasst und der sogenannten irdischen Gerechtigkeit zugeführt worden sind, hat wahrscheinlich auch nie begriffen, warum eigentlich der Kain den Abel erschlagen hat. Auch bei den "drei Teufeln von Hopfgarten" versuchte man vergeblich eine überzeugende Erklärung zu finden. Aus der Sicht des Jahres 1983 könnte man verleitet sein, die Notzeit vor 50 Jahren, die Arbeitslosigkeit, die Hoffnungslosigkeit (die viele junge Menschen und ganze Familien zur Auswanderung veranlasste) oder auch die politischen Verhetzungen wenigstens als Mitursachen geltend zu machen. Was jedoch in der Hauptsache zur Verbrechenserie geführt hat, soll in der Wiedergabe der freimütigen Geständnisse der Täter wenigstens teilweise erklärlich gemacht haben.

Trotzdem dürfte es zum Thema gehören, ein Kontrastbild zu zeichnen, wonach die wirtschaftlichen, sozialen und auch gesellschaftlichen Verhältnisse von "damals" wirklich ganz anders geartet waren. Heute dominieren Vollbeschäftigung, breiter Wohlstand, soziale Sicherheit, Sport- und Jugendförderung; anfangs der dreißiger Jahre gab es viele arbeitslose oder unterbezahlte Arbeiter, verarmte Bauern, unbezahlte Lehrlinge, schlecht florierende Betriebe, kaum eine Sport- oder Jugendförderung und ärmlich gekleidete Kinder, die fast ausschließlich Holzschuhe tragen mussten und bestenfalls zur Firmung normale Lederschuhe bekamen. Beherrscht heute der Fremdenverkehr fast alle Zweige der Wirtschaft, der Touristik und besonders des Gastgewerbes, so hatte man damals große Sorgen, mit den Problemen des zahlreich durchziehenden Wandervolkes fertig zu werden, das sich aus sogenannten "Handwerksburschen", Landstreichern, Bettlern, Heimatlosen und verschiedenen anderen Wanderlustigen zusammensetzte, die alle auf eine Gratisunterkunft und milde Gaben angewiesen waren.

Die Marktgemeinde sah sich bereits im Jänner 1928 gezwungen, beim "Pechl-Wirt" eine "Burschenherberge für durchziehende mittellose Wanderer" zu errichten, und im Oktober 1931 musste ein "Ausschuss zur Durchführung von Notstandsmaßnahmen, für notleidende Familien" gebildet werden. Zwei Jahre später, im November 1933, kam es dann noch zur Einführung von "Almosengutscheinen für Bettler". Eine harte Zeit für alle, die in Not waren oder mit der Not der anderen fertig werden mussten. Da sich unter den vielen Herbergsuchenden nicht wenige fragliche "Individuen" befanden, hatten die vier oder höchstens fünf Gendarmen des Marktes viel Mühe, sie unter Kontrolle zu halten. Es ist verständlich, dass sich "Ausgeschriebene" lieber einen Stadel oder ein abgelegenes Bauernhaus als vorübergehende Unterkunft suchten. Als dann da und dort ein Stadel oder ein altes Haus in Flammen aufging, ein Geldbetrag oder sonst etwas Brauchbares abhandenkam, verdächtigte man

vielfach unbekannte Durchreisende.

Die wirtschaftliche Not eines ziemlich großen Bevölkerungskreises, die unzureichende Entlohnung und Beschäftigung Jugendlicher, aber auch schräg gezielte politische und andere Phrasen, die teilweise von Durchziehenden "importiert" wurden, führten zunehmend zu verschiedenen Auswüchsen. So war das Wildererunwesen schon immer von einer falschen Romantik umgeben, aber nun trug die Not dazu bei, billiges Wildfleisch erwerben zu wollen, obwohl es ein offenes Geheimnis war, dass das Fleisch von einem gewilderten oder sonst gestohlenen Tier stammt.

Bezeichnend war hierzu die Aussage des Alois Lechner, der vor dem Schwurgericht angab, dass er im Verlaufe von Jahren 25 bis 30 Rehe, Gamsen und Hirsche gewildert und viele Eichkätzln erlegt hatte. Die nötigen Zutaten, wie Kartoffeln, Kürbisse und Gurken, seien dann je nach Gelegenheit dazugestohlen worden. Die vom Vorsitzenden gestellte Frage, mit wem Lechner gewildert und wem er das Fleisch gegeben habe, beantwortete der sonst so freimütig aussagende Angeklagte ausweichend mit "Dös sag in nit" oder: "I habs halt herg`schenkt". Aus der Vielzahl der von Lechner zugegebenen Delikten waren vor allem die Wildereien ungeklärt geblieben. Nur einmal war einem Begleiter die Brutalität des Lechner aufs Gemüt gegangen, als dieser den festen Vorsatz bekundete, er würde einen Jäger, falls ein solcher im beegne, kaltblütig niederschließen.

In den zwanziger Jahren kamen - nicht nur in Hopfgarten - verhältnismäßig viele Brände vor. Es waren meist alte Häuser, an deren Stelle dort und da neue und ungleich schönere aufgebaut wurden. So gesehen, konnte eine Brandkatastrophe für den Abbrändler eher zur finanziellen Rettung werden, weil die Versicherungsgesellschaft eine schöne Geldsumme auszuzahlen hatte und aus der Naturalversicherung, einer Selbsthilfegemeinschaft aus der Zeit der Inflation, die Materialien zu stellen waren. Zu dieser Zeit rissen sich überdies gewerbliche Unternehmer, Handwerker und Arbeiter darum, beim Wiederaufbau Arbeit und Verdienst zu bekommen. Nur die Gendarmerie sah sich unter dem Druck der vorliegenden Erfahrungen zu harten Maßnahmen veranlasst, die sich vorerst gegen den Abbrändler richteten.

Der Ackerboden, auf dem jenes Unkraut gedieh, das Lechner, Bachler und Clementi hieß, war somit durch verschiedene Einflüsse vorbereitet worden. Es soll aber erwähnt werden, dass es sich auch in anderen Gemeinden entwickeln hätte können.

### **Ein Kirchenpatron und zwei Schutzheilige**

Die Bürger und Bauern von Hopfgarten waren seit jeher berechtigt auf ihre prachtvolle Kirche stolz. Diese ist im Jahre 1355 frühestens urkundlich erwähnt und hat den hl. Leonhard als Kirchenpatron. Der Bau der Kirche im jetzigen Umfang nahm den Zeitraum von 1758 bis 1764 in Anspruch, der Hochaltar wurde erst 1770 vollendet.



*Pfarrer Geistl. Rat Josef Bramböck wirkte von 1911 bis 1937 in Hopfgarten, wo er zum Ehrenbürger ernannt wurde.*

*Daneben der eiserne hl. Florian.*

Nach dem Kirchenpatron vertrauten sich die Hopfgartner im Besonderen noch zwei Schutzheiligen an:

Dem hl. Johann von Nepomuk, dessen Statue am Fuße der Aufgangsstiege in würdiger Haltung thront und den Marktplatz im Auge behält. Auf der Statue ist in zierlicher Goldschrift die Jahreszahl 1725, das Haupt ist von Goldstrahlen umrahmt. Der Schutzheilige hatte den Markt hauptsächlich vor Vermurungen durch die vier Salvenbergbäche zu schützen, die von Zeit zu Zeit im Gefolge von Wolkenbrüchen "wild geworden" sind. Es sind dies der Talhäuslbach, der Mesnerbach, der Högerbach und der Spitalbach.

Dem hl. Florian, dessen eiserne Statue bis 1956 ebenfalls am Marktplatz gestanden ist, bevor sie in die vorbereitete Nische des alten Feuerwehrhauses gestellt wurde. Die Statue des hl. Florian ist rund 2,5 Meter groß, sie vermittelt mit Fahne, Säbel und Gießkanne einen wehrhaften Eindruck (ihr bauliches Gegenüber ist die alte Fronfeste) und wurde laut Schrift "In Eisen verfertigt von Christ. Ralser" im Jahre 1601 und danach "renoviert 1675, 1772, 1801, 1824, 1841 und 1857". Der eiserne Heilige, der mit der eisernen Gießkanne ein ebenfalls eisernes Haus im Kleinformat vor seinem rechten Fuß zu löschen scheint, hat also mehrere Jahrhunderte den Markt vor Bränden geschützt und zur optimistischen Gesinnung der Hopfgartner beigetragen: "Hopfgarten brennt nit!"

### **Zur Ehre der Feuerwehr**

Das Bild von der brennenden Kirche von Hopfgarten ist nicht nur für die Marktgemeinde, sondern auch für die Freiwillige Feuerwehr das negative Symbol eines mehrjährigen, furchtbaren Geschehens. Hatte die FF Hopfgarten in den vorausgegangenen Jahren nur selten zu einem Brandfall auszurücken, so ereigneten sich von 1929 bis 1933 insgesamt 40 Alarmierungen. Hier sind allerdings auch Brände inbegriffen, die nicht auf das Konto der Brandleger zu buchen waren. Die FF Hopfgarten, gegründet schon im Jahre 1870, zählt zu den zehn ältesten Freiwilligen Wehren Tirols. So wurde also schon 1970 das große Fest des 100jährigen Bestandes begangen. In der vom langjährigen Kommandant-Stellvertreter Franz Stöckl gehaltenen Festrede nähme die Schilderung der tragischsten und traurigsten Jahre von 1929 bis 1933 einen besonderen Raum ein.

Die Rückschau auf die 100jährige Entwicklungsgeschichte bezog sich aber auch auf die baulichen Verhältnisse des eng zusammengebauten Marktes, dessen Häuser durchwegs mit Holzschindeln eingedeckt waren, auf den Wassermangel der alten Ansiedlung am Fuße der Hohen Salve und auf die Sorgen der Gemeindeführung, wenn dort oder da eine ganze Ortschaft unter gleich gelagerten Verhältnissen das Opfer einer Feuersbrunst geworden war.

Es gab in Hopfgarten selbstverständlich schon lange vor der Gründung der Freiwilligen Feuerwehr einen Feuerwachdienst.

Wie wichtig die Sorge um die Vorbeugung und Bekämpfung von Bränden im Markt Hopfgarten war, bringen auch einige Daten aus der Heimatchronik des Marktes Hopfgarten vom Jahre 1962 zum Ausdruck. So beschloss der Gemeinderat am 19.12.1881 hinsichtlich der Feuer-Alarmierung: "Bei Bränden im Markt hat der Mesner mit der großen Glocke, bei Bränden außerhalb des Marktes (Kühle Luft, Bahnhof, Haslau) mit der Zwölferglocke und außerhalb diesen Gebieten mit der Elferglocke zu schlagen. Die Pferdehalter haben ihre Pferde beim ersten Feueralarm zur Verfügung zu stellen. Die Fuhrknechte, die als erste beim Spritzenhaus sind, bekommen ein Trinkgeld".

Mit Beschluss vom 12.12.1899 wurde das "Kastanienbraten im Markt wegen der

großen Feuersgefahr und wegen der lästigen und ungesunden Rauchentwicklung verboten".

Die Marktgemeinde feierte im Jahre 1910 die Errichtung eines Hydrantennetzes als großen Erfolg und als Beitrag zur Abwehr von Brandkatastrophen. Ein weiterer Fortschritt war die Anschaffung von zwei Magirusleitern nach dem 1. Weltkrieg. Die Aktivierung des Feuerschutzes war auch sonst ein erstrangiges Anliegen der Gemeindeführung. Da gab es keine Versammlung oder Festveranstaltung, bei der der jeweils regierende Bürgermeister gefehlt hätte.

War es nun Fügung, Vorahnung oder einfach Schicksal, dass die FF Hopfgarten in der Zeit vor den "schrecklichen Jahren" eine besonders beachtenswerte Aufwärtsentwicklung genommen hatte? Jedenfalls wurde im Nachhinein bei verschiedenen Anlässen ehrend festgehalten, wie gut und notwendig es war, dass die FF Hopfgarten am 6. Mai 1925 mit dem Tischlermeister Konrad Steiner (geb. am 11.7.1890, gest. am 22.10.1956) einen überaus dynamischen und umsichtigen Mann als neuen Kommandanten bekommen hatte.



*FF-Kommandant Konrad Steiner*

Die Stramme Formation brachte sich bei einer großen und festlichen Fahnenweihe im Jahre 1927 über die Marktgemeinde hinaus in Erinnerung, und im Jahre 1929 übernahmen die Markt- und Landgemeinde Hopfgarten den Großteil der Kosten für die Anschaffung der ersten Motorspritze. Die praktische Ausbildung wurde mit großem Eifer betrieben; die ersten ausgebildeten Maschinisten waren Franz Stöckl, Georg Schaubmair, Alois Thaler und Basilius Salcher.

Bei aller Tragik des 1932 geschehenen Kirchenbrandes: Der mustergültig organisierte Feuerlöscheinsatz der von Konrad Steiner befehligten Feuerwehren wurden später vom Landesfeuerwehrinspektor bei Schulungen ausdrücklich als positiver Beispielfall qualifiziert. Der Leitspruch: "Hopfgarten brennt nicht!" behielt trotz des Kirchenbrandes wenigstens relativ eine gewisse Berechtigung, denn eine schwach geleitete Feuerbekämpfung und ein weniger zielgerichteter Einsatzzeifer hätten es nicht verhindern können, dass die Absicht der Brandstifter eine schreckliche Wahrheit geworden wäre.

### **Teuflische Ideen**

Wer das Böse, das Teuflische, im Gegensatz zum wahrhaft Guten schildern will, sucht gelegentlich nach Gleichnissen aus der biblischen Geschichte. Man denkt beispielsweise an den mächtigen, aber bösgesinnten Erzengel Luzifer, der endlich mit Hilfe des Erzengels Michael in die Hölle verstoßen wurden.

Bei den "drei Teufeln von Hopfgarten" war Alois Lechner der Anfang alles Bösen, er beherrschte die von ihm erwählten Kumpane mit einen wahrhaft teuflischen Ideen, er machte aus harmlosen "Lappen" (Brixentalerisch für biedere Burschen) allgemeingefährliche Gewaltverbrecher, die sich seines geistigen Einflusses nicht mehr entziehen konnten. Wenn der Charakter eines Menschen von der Abstammung und seiner Umwelt geprägt sein soll, sucht man bei Lechner vergeblich nach Beweisen oder Begründungen. Weder die Abstammung noch die Erziehung lassen eine Andeutung zu, dass er zum Verbrecher "geboren" oder "erzogen" worden sei. Er hatte das Glück, in einer angesehenen, tadellosen Familie aufzuwachsen und hier den Beruf seines Ziehvaters, der Tischlermeister war und daneben als Gemeindepolizist und Totengräber Vertrauensfunktionen hatte, zu erlernen. Seiner Ziehmutter fühlte er sich im Grunde tief verbunden. Als er viele Wochen im Gefängnis war und schließlich das hartnäckige Leugnen nicht mehr durchstand, also moralisch und nervlich zusammengebrochen war, sprach er den Wunsch aus, noch einmal mit seiner Ziehmutter zu reden. Er beklagte sich allerdings zu spät, wie übel er ihre Güte und Fürsorge enttäuscht hatte. Wie immer man die Verbrechenserie der "drei Teufel" beschreiben mag, wie befreiend die Tatsache gewesen war, dass sie endlich hinter Schloss und Riegel waren, so sollte doch nicht unerwähnt bleiben, dass drei Mütter ein unbeschreibliches Herzweh erleiden mussten; Mütter, die aufrichtig bemüht waren, die mehr oder weniger schlimmen Buben in christlichem Sinne zu erziehen und ihnen durch das eigene Beispiel vorzuleben, dass man an den Herrgott und die himmlische Gerechtigkeit glauben soll und zu den Mitmenschen ehrlich und gut sein muss ...

Umso mehr stellte sich immer wieder die Frage, wieso es dazu kommen konnte und wie denn eigentlich der Anfang war. Es wurde schon eingangs erwähnt, dass die Wahrheitsfindung durch die ausführlichen Geständnisse erleichtert wurde. Wie es in der Kriminalistik üblich und unvermeidlich ist, werden die Vernehmungen zu den verschiedenen Fakten so lange wiederholt und die Aussagen mehrerer Täter so oft gegenüber gestellt, bis man überzeugt ist, dass die Aussagen und Angaben wirklich den Tatsachen entsprechen und im Übrigen mit den sogenannten Sachbeweisen (Spuren etc.) und Zeugenaussagen übereinstimmen.

Alois Lechner war gesellschaftlich keineswegs ein Außenseiter. Er war Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr, er spielte in der Musikkapelle als Flügelhornist mit, er war mit weiteren Musikanten Mitglied der Tanzmusik. Lechner hatte immer Kollegen um sich; wäre er nicht ein Gewaltverbrecher geworden, hätte man ihm einiges verziehen: gelegentlich eine Rauferei, einige Wildereien (wobei er oftmals nicht allein war) und wohl auch grobe Manieren im Umgang sowie Derbheiten in Verbindung mit dem weiblichen Geschlecht.

Am besten von der negativen Seite musste ihn Franz Bachler kennen, der freimütig schilderte, wie der Anfang war:

"Ich war beim Tischlermeister Erharter in Hopfgarten Tischlerlehrling. Mit Alois Lechner war ich gut befreundet, weil er auch Tischler war. Lechner war bei der Feuerwehr, ich nicht. Ich kann mich noch gut erinnern, es war im Dezember 1927, ich glaube am Heiligen Abend, als ich gerade vor der Werkstätte beim Zusammenkehren war und plötzlich in der Gegend von Westendorf einen Feuerschein sah. Gleich darauf wurde in Hopfgarten Feueralarm gegeben. Es brannte das Stöcklanwesen in Westendorf, die Hopfgartner Feuerwehr eilte auch zum Löschen dorthin. Alois Lechner war als Mitglied der Feuerwehr dabei und erzählte mir dann ausführlich und begeistert, wie es beim Brand zugegangen ist. Und wiederholt sagte Lechner dann, wie toll es wäre, wenn es auch in Hopfgarten einen solchen Zugang (Wirbel) geben tät ..."

Bachler hatte im Februar 1928 ausgelernt und kam dann als Jungknecht zum Manharterbauern in Westendorf. Zu Weihnachten 1928 kam er nach Hopfgarten zurück, konnte keine Arbeit finden und war daher arbeitslos. Nun traf er sehr oft mit Lechner zusammen, der immer wieder auf den Brand beim Stöcklbauern zu reden kam und diese Gaudi mit der Arbeitslosigkeit des Bachler in Verbindung brachte: "Arbeit gab`s scho, wenn`s Marktl brennen tat ..." Im Verlaufe der Gespräche wurde Lechner dann ganz deutlich. Er zeigte auf den Heustadl vom Lehenbauern, gleich oberhalb der Kirche: "Dös Stadei stand` halt verdommt nett obm, müassatn halt schaugn, dass da krechte Wind gangat, nacha kunnt`s leicht sei`, dass dö Kirch a mitgang ..."

Lechner und Bachler waren in den ersten Monaten des Jahres 1929 fast jeden Tag beisammen. Bachler wurmte es, dass er keine Arbeit hatte, und Lechner wiederholte die Idee, dass Bachler sich getrauen sollte, das Lehen-Stadele anzuzünden, so lange und mit solcher Überzeugung, bis Bachler wirklich zum Brandstifter geworden war. Bei einem Spaziergang im Markt sagte Lechner: "Toifi, heut gang a krechte Wind, geh aufi zan Stadei und zünd`s an - i hab heut Musigprob, weascht sehn, wias zuageht ..." Dann übergab er dem noch zögernden Bachler eine Schachtel Zündhölzer ...

### **Zuerst ein Stadel**

Am Abend des 23. März 1929, als sich die Musikkapelle Hopfgarten gerade bei der Probe befindet, heißt es plötzlich, dass ganz in der Nähe der Kirche ein Brand ausgebrochen ist. Man weiß nicht sicher, ob nicht die Kirche selbst brennt. Da springt der Flügelhornist Alois Lechner ins Freie und bläst mit voller Kraft Alarm. Es sind ins Mark gehende Töne dieses Instrumentes, von dem sonst - meistens zweistimmig - welche Melodien von den Höhen erklingen. Aber Lechner ist gelegentlich bei der Feuerwehr Hornist und weiß, welche Signale er zu blasen hat. Eigentlich ein Glück, dass man das Horn schon bei der Hand hat.

Hopfgarten gleicht nun einem aufgestöberten Ameisenhaufen. Auf den engen Marktgassen rennt alles, was kann, dem Brandplatz zu. Schon werden die Schläuche angeschlossen. Weit erschallt die Kommandostimme des Kaufmannes Konrad Steiner, der vor vier Jahren zum Feuerwehrkommandanten gewählt worden ist. Ein strammer und energischer Mann, der im Ersten Weltkrieg mehrfach ausgezeichnet worden ist. Die Feuerwehr, der auch einige Musikanten angehören, zeigt, dass sie auf Draht ist. Gott sei Dank ist es kein Wohnhaus, das brennt, sondern der Heustadel des Lehenbauern. Aber es hätte doch gefährlich werden können, denn das Bauwerk steht auf dem Bühel, ganz in der Nähe der Kirche. Wenn da ein richtiger Wind geht ... Beim "Unterbräu" des Josef Bichler, dem der Stadel gehört, wird der Einsatz der Feuerwehr noch ausgiebig besprochen. Aber die Brandursache gibt zu denken. Ein Funkenflug aus einem nahen Kamin? Ein unvorsichtiger Raucher, der darin übernachtet wollte? Absichtlich hineingezündelt? Das bestimmt nicht, man hätte ja nichts davon. Außerdem wäre die Kirche in Gefahr.

"Die Brandursache konnte nicht ermittelt werden", berichtet die Gendarmerie und führt aus, dass das Stadel Dach und Heu im Werte von 700 Schilling verbrannt, die aus Blochholz bestehenden Seitenteile des Stadels nur angekohlt sind, jedoch für den ganzen Markt, dessen Hausdächer vorwiegend aus Schindeln bestehen, eine große Gefahr bestanden hat. Es sei ein großes Glück gewesen, dass das Schadenfeuer rechtzeitig entdeckt worden ist.

Gendarmerie-Inspektor Oskar Burtscher, der seit 1918 in Hopfgarten amtierende Postenkommandant, ein pfiffiger, schon zu Kaisers Zeiten bewährter Beamter, wiegt

bedächtig seinen im Dienst ergrauten Kopf. "Man kann natürlich nichts behaupten, der Gendarm muss beweisen." Das Viertel Rotwein, das sich der vom Postwirt als "Herr Wachtmeister" begrüßte Inspektor täglich am Vormittag genehmigt, nimmt ihn in der folgenden Zeit länger in Anspruch. Man erfährt am ehesten im Gasthaus etwas, wo auch die anderen sind, die etwas wissen oder erfragen wollen. Feuerwehr und Gendarmerie! Sie können nicht ahnen, dass dieser Stadelbrand der Auftakt zu vielen Bränden und scheußlichen Verbrechen gewesen ist. Mehr als fünf Jahre nach dem Brand, am 18. Juli 1934, dem zweiten Verhandlungstag, werden Alois Lechner und Franz Bachler ohne jede Beschönigung das bereits aktenmäßig festgehaltene Geständnis wiederholen. Es war Bachler, der, dem Drängen seines Freundes Lechner folgend, ein Bündel Heu zwischen den Blochhölzern des Stadels hervorzog und mit gewöhnlichen Zündhölzern in Brand steckte, während Lechner bei der Musikprobe war. Als das Heu zu brennen begann, eilte Bachler in den Markt hinunter und begab sich in den Musikproberaum im Gasthaus "Traube", wo er dem Lechner einen "Deuter" gab, der besagte, dass der Stadl brenne. Als sich die beiden am nächsten Tag trafen, bedauerte Lechner sehr, dass die Kirche vom Feuer nicht erfasst wurde. "Wenn grad ein besserer Wind gegangen wäre!"

### **Brand beim Diewald**

Fünfehn Tage später, am 7. April 1929, um 8 Uhr abends, versucht sich Alois Lechner als Brandleger. Er machte schon einige Tage vorher zu Bachler, als er mit diesem über böse Vorhaben diskutierend durch den Markt streifte, die Erwähnung, dass beim Schweinestall des Diewaldhauses - Gasthaus "Krone" - "ein richtiges Loch zum einzünden" wäre. Er rechnete damit, dass dann zumindest die drei Gasthöfe "Krone", "Post" und "Unterbräu", wenn nicht gar der Großteil des Marktes, in Flammen aufgehen würden. Sein Wunsch erfüllte sich aber nicht, denn das gelegte Feuer wurde schon im Anfangsstadium wahrgenommen und von den beiden im Gasthaus "Krone" anwesenden Gästen Martin Thaler und Franz Willi mit einigen Kübeln Wasser gelöscht. Die Feuerwehr brauchte nicht in Anspruch genommen werden. Als Brandursache vermutete man Fahrlässigkeit.

### **Brand im Kinogebäude**

Neun Tage später, am 16. April 1929, um 21.15 Uhr, sitzen im Gasthaus "Oberbräu" am Marktplatz in Hopfgarten einige Gäste beim Kartenspiel beisammen. Es ist ein ruhiger Abend. Eine Viertelstunde vor einem aufschreckenden Ereignis sind noch die beiden Tischlergesellen Alois Lechner und Franz Bachler angekommen. Man kennt sie ja, die beiden Zwanzigjährigen, die nicht ungern in den Gasthäusern einkehren. Plötzlich ertönt von draußen Feueralarm. "Kreuzsakrament, brennen tuats!" ruft Lechner erschrocken und springt aus dem Lokal, um zu Hause seine Feuerwehrmontur zu holen. Lechner ist ja Feuerwehrmann. Bachler nicht. Dieser begibt sich trotzdem zum Brandplatz. Das Kinogebäude brennt! Es prasselt und kracht ein wildes Schauspiel!



*Kinobrand z. Sch. des Gottlieb Fuchs am 16.04.1929 - Vorderansicht*



*Kinobrand z. Sch. des Gottlieb Fuchs am 16.04.1929 - Seitenansicht*

Die Feuerwehr legt nacheinander sechs Schlauchleitungen. Der Feuerwehrmann Lechner führt auch ein Strahlrohr. Er ist auf dem Dach des brennenden Kinogebäudes geklettert. Ein wirklich schneidiger Feuerwehrmann! Das Feuer findet in der Innenverschalung der Kinosaaldecke die beste Nahrung. Es dauert zwei Stunden, bis der Brand eingedämmt werden kann. Der Schaden ist groß: Der Dachstuhl, die Innenverschalung, die Theaterbühne mit den Kulissen und anderes brennbares Zeug sind ein Raub der Flammen geworden. Das übrige zerstörte das reichliche Löschwasser. Für den ganzen Markt bestand eine enorme Gefahr. Es wird diesmal Brandlegung vermutet. Man nimmt an, dass der Brandleger Benzin oder Petroleum verwendet hat. Geschädigter ist der Geschirrhändler und Gastwirt Gottlieb Fuchs. Man hat beobachtet, dass er sich während des Brandes ganz "bsunna" benommen hat. Fuchs wird von der Gendarmerie in Haft genommen. Fünf Jahr und drei Monate später: Lechner und Bachler wiederholen beim Schwurgerichtsprozess ihr Geständnis, dass sie endlich ein "richtiges Feuer" sehen wollten. Lechner wusste, dass es möglich sei, durch eine unversperrte Seitentür ins

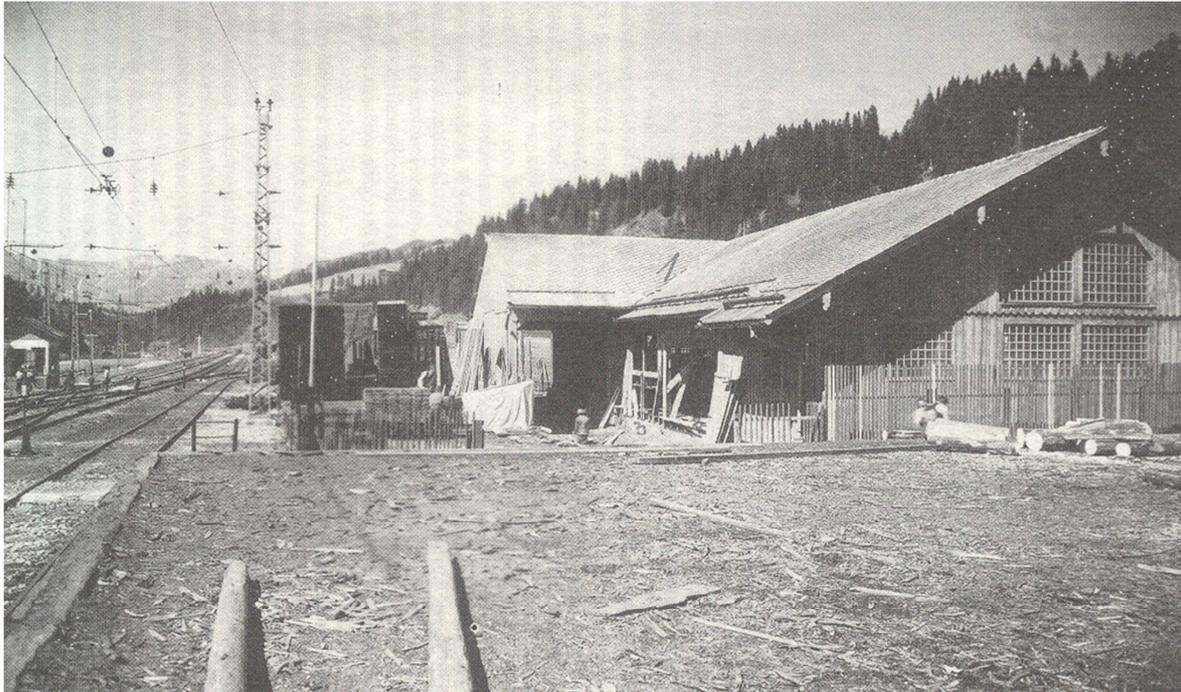
Kinogebäude einzudringen. Die beiden Brandleger begaben sich gemeinsam schon einen Tag vorher in den Raum unterhalb der Bühne und zündeten dort herumliegendes Papier und anderes brennbares Gerümpel an. In der Erwartung, dass es nun richtig brennen werde, begaben sie sich nach Hause. Aber sie wurden enttäuscht, das Feuer verlöschte. Das wurmte die hartnäckigen Brandstifter. Deshalb gingen sie ihr Werk am nächsten Abend gründlicher an. Sie nahmen aus der Tischlerwerkstätte des Ziehvaters des Lechner Holzspäne mit und entfachten auf der Bühne ein kräftiges Feuer, das sich dann wirklich zum Brand entwickelte. Lechner empfand, wie er am nächsten Tag dem Bachler schilderte, eine riesige Freude, als die Zementplatten gewaltig "schnöllten". Als Strahlrohrführer habe er darauf gesehen, dass das Wasser nicht auf das Feuer treffe. "Es war schon eine rechte Hetz", freute sich Lechner auch noch nach fünf Jahren bei der Gerichtsverhandlung.

### **Brand im Sägewerk Klöpfer & Königer**

Das Ortsgespräch dreht sich nur noch um den Brand des Kinogebäudes und die Verhaftung des Gottlieb Fuchs. Die Meinungen prallen mitunter hart aufeinander. Die Feuerwehrmänner, durch den schweren Einsatz und die anschließende Feuerwache müde und übernächtigt, haben am nächstfolgenden Tag noch viele Stunden zu tun, um die schmutzigen, nassen Schläuche zu waschen und zum Trocknen in den Turm zu hängen. Auch sonst sind viele Gerätschaften in Ordnung zu bringen. Man freut sich schon darauf, in der nächsten Nacht ausruhen zu können.

Kaum eine Viertelstunde nach 8 Uhr abends ertönt - o Schreck! - neuerdings Feuersalarm durch den Ort. Die Klöpfer-Säge brennt! heißt es. Ein schwieriger Einsatz, da doch die Schläuche auf dem Turm hängen. Das Sägewerk liegt rund zehn Gehminuten vom Markt entfernt beim Bahnhof. "Wir müssen schnell die Feuerwehren von Wörgl und Bruckhäusl verständigen", entscheidet Kommandant Steiner, der sich der Gefährlichkeit der Lage bewusst ist, weil doch das Sägewerk Feiersinger mit vielen Brettvorräten und der Bahnhof Hopfgarten in der Nähe liegen. Die unter Verzögerung zum Einsatz kommende Feuerwehr Hopfgarten findet zum Glück eine bereits entschärfte Situation vor. Das Feuer war glücklicherweise von zwei Spaziergängern vorzeitig wahrgenommen und sogleich gemeldet worden. Nachdem hauptsächlich Männer des Betriebspersonals das Feuer bekämpft hatten, bedurfte es nur noch der gründlichen Erledigung des Brandherdes. Dieser liegt abseits der Maschinenanlagen. Der Verdacht der Brandlegung ist fast eindeutig. Der Sachschaden von damals 5000 Schilling zeigt auf, dass die rechtzeitige Bekämpfung des Brandes am "seidenen Faden" gehangen ist. Die Frage, wer der Täter sein könnte, löst Schwierigkeiten aus: Man ist überzeugt, dass die in letzter Zeit vorgekommenen Brände vom gleichen Täter gelegt worden sind. Nach dem Kinobrand ist aber ein Verdächtiger in der Person des Gottlieb Fuchs verhaftet worden. Während also der Verdächtige in Haft ist, kommt es schon zum nächsten Brand. In diesem Rätselraten leuchtet die Möglichkeit ein, dass Fuchs einen Komplizen hat, der durch diese Brandlegung den Beweis erbringen will, dass dieser unschuldig in Haft ist. Eine verwirrende Geschichte, die überwiegend geglaubt wird. Und die Tatsachen? Jahre später wird Bachler unumwunden zugeben, dass er die Klöpfer-Säge im "Alleingang" in Flammen aufgehen lassen wollte. Er besaß über die Lage gute Kenntnisse, weil er im Werk einige Monate gearbeitet hatte. Bachler überkletterte zuerst einen Zaun, stieg durch ein offenes Fenster in eine Werkstättenkammer ein, gelangte von dort in den Maschinenraum, wo reichlich Hobelspäne und Sägemehl lagen, und zündete an. Dann verschwand er durch eine Tür ins Freie und begab sich, scheinbar unschuldig wie ein Lamm, zum Markt zurück.

Wollte Bachler für den unschuldig in Haft befindlichen Gottlieb Fuchs den Entlastungsbeweis erbringen? Nach einem später zu Protokoll gegebenen Gespräch zwischen Lechner und Bachler könnte dies angenommen werden. Bachler war es offenbar gar nicht recht, dass Fuchs unschuldigerweise eingesperrt wurde. Aber Lechner wusste ohne langes Überlegen eine logische Lösung: "Lang dauerts nicht bis zum nächsten Brand, dann wissen sie schon, dass sie nicht den richtigen Vogel gefangen haben."



*Brand im Sägewerk Klöpfer beim Bahnhof am 17.04.1929*

Wegen seines schneidigen Verhaltens als Feuerwehrmann wurde dem Lechner nicht wenig Lob zuteil. Er verstand es aber auch treffend, sich durch passende Äußerungen der jeweiligen Stimmung anzupassen. Während er den Bachler kritisierte, dass dieser zu früh angezündet habe, gab er sich in einer Gasthausrunde sehr froh, dass der Brand rechtzeitig entdeckt wurde. Und bei der kritischen Überlegung, wer sich wohl in Hopfgarten als "Wohltäter" betätige, gab er sich entrüstet: "Der gehört aufgehängt!"

Eine besondere Schadenfreude brachte Lechner im Gespräch mit Bachler dahin zum Ausdruck, dass anlässlich der Brände vor allem die Gendarmen gehetzt wurden. Sogar bei Gericht betonte er noch zynisch, es sei ihm und Bachler bei diesen Brandlegungen nicht um die Arbeitsbeschaffung, sondern darum gegangen, "dass d`Schandinger eppas z`laffn haben".

Anders - aber auch das konnte zweideutig aufgefasst werden - gab er sich bei Diskussionen darüber, ob Gottlieb Fuchs nach dem Brand in der Klöpfersäge noch die Brandlegung verdächtigt werden könne. "Die Gendarmerie wird das bestimmt bald herauskriegen", meinte Lechner und verließ die Runde.

Im Bestreben des Lechner lag es zweifellos, sich beim Alarmblasen hervorzutun. Er wollte unbedingt Feuerwehrhornist werden und sprach geringschätzig über den "anderen, der nichts können hat als das Hörndl unter dem Arm zu tragen". So freute er sich immer boshaft darüber, wenn er den Feuerwehrhornisten beim Alarmblasen zuvorkam. "Kein Wunder", grinste er nach Jahren, "ich habs ja immer gewusst, wann und wo es brennt ..."

## **"Wenn`s brennt, dann einschleichen ..."**

Nach diesen ersten drei Brandlegungen soll daran erinnert werden, dass es bis jetzt erst "zwei Teufel" gegeben hat: Lechner und Bachler. Sie waren aber nun ein total verschworenes Duo, das sich für alles interessierte, was sich im Gefolge der Brände im Markt tat. Als sie erfuhren, dass während des ersten Brandes (Stadel in der Nähe der Kirche, Besitzer des Lehenanwesend war damals der Unterbräuwirt Josef Bichler) im Gasthaus Unterbräu ungefähr 40 Paar Würstel gestohlen wurden, sagte Lechner zu Bachler: "Dös war eigentlich a guate Idee, irgendwo anzünden und wenn es brennt, sind die meisten Häuser leer. Dort kann man dann leicht einschleichen und nach Geld suchen."

Lechner zielte nun auf den Neuschmied Franz Stöckl, der immer einer der ersten beim Feuerwehreinsatz war und sicher Geld zu Hause hätte. Als Lechner, der nahe bei Stöckl und noch näher beim Feuerwehrrzeughaus wohnhaft war, beim Gasthaus Krone hineinzündete, wusste Bachler noch nichts von Lechners Tat, wohl aber von der Absicht, dass auf diese Weise das "ganze Marktl gehen" sollte. Bei der Brandlegung im Kinogebäude wurde aber die Rollenteilung schon praktiziert: Lechner machte sich auffällig als Feuerwehrmann nützlich, und Bachler schlich beim Neuschmiedhaus ein, um nach Geld zu suchen. Er durchstöberte die Kästen, fand aber kein Geld ...

Der Misserfolg tat beiden leid. Lechner war immer knapp bei Geld, denn er verkehrte viel in Gasthäusern; Bachler war seit einigen Monaten arbeitslos und daher wirklich in Geldnot. So drehten sich die Gespräche der beiden Burschen mehr und mehr darum, wie man zu Geld kommen könnte, denn die Brandlegungen haben ihnen ja bis jetzt nichts eingebracht. Lechner wiederholte gegenüber Bachler immer wieder, dass er ganz stier sei, und es ihm ganz gleich wäre, wenn er "amoi an krechtn dawischen" würde, etwa einen Bauern oder einen Viehhändler; "I stach oan o wia a Kaibl", meinte er, nur müsste man hierzu schon besser auswärts gehn.

Dem Bachler tat es leid, als er erfuhr, dass nach dem Kinobrand der Besitzer Gottlieb Fuchs verhaftet wurde, denn Fuchs war wer - wusste es besser als Bachler und Lechner? - wirklich unschuldig ...

Und so hatte Bachler beschlossen, den unschuldig bezichtigten Gottlieb Fuchs auf wirksame Weise zu "entlasten": durch eine weitere Brandlegung (wenn es ging) schon am nächsten Abend!

## **Brandlegung in der "Badhütte"**

In denselben Zeitraum fällt auch der Versuch des Bachler, die alte Badhütte vom Gasthaus "Bad Salve" in Brand zu stecken. Zu dieser Tat wurde er von Lechner bewogen, der ihm anlässlich eines Spazierganges deutlich machte, dass das "alte Glump" alles verschandle und daher beseitigt werden müsste. Lechner richtete dem Bachler auch noch ein Paket mit Hobelspänen her und übergab es ihm mit der Aufforderung, die Hütte anzuzünden. Bachler begab sich dorthin, streute die Hobelspäne zur Holzkabinenwand und setzte sie mit Zündhölzern in Brand. Darauf verschloss er die Tür, kehrte nach Hause zurück und wartete auf den Feuealarm. Zu seinem Verdruss blieb aber der Brand aus. Der genaue Zeitpunkt dieser Brandlegung ließ sich nie festlegen, weil der Gendarmerieposten erst lange Zeit später von den teilweise verbrannten Hobelspänen in der Badehütte Kenntnis erlangte.

## **Bachler verlässt Hopfgarten**

Gegen Ende April 1929 befolgte Bachler sein Vorhaben, Hopfgarten vorübergehend zu verlassen. Er hatte sich darüber mit Lechner besprochen und erklärte diesem, er wolle nach Jenbach oder ins Zillertal reisen, um dort eine Arbeit aufzunehmen. Das Gespräch zwischen Lechner und Bachler drehte sich darum, dass man zu Geld kommen sollte. Sie standen ja schon da und dort bei einer Kellnerin in der Kreide. Bei solchen Erwägungen kamen sie vorübergehend zur Erkenntnis, dass ihnen die Brandlegungen eigentlich keinen Vorteil gebracht hatten ...

Als Bachler nicht mehr in Hopfgarten war, wandte sich Lechner bevorzugt dem etwas einfältigen Anton Clementi zu. Dieser war ebenfalls Mitglied der Hopfgartner Musikkapelle. Als sie anlässlich der Proben zusammentrafen und hernach Spaziergänge unternahmen, wurde vielfach über die vorgekommenen Brände gesprochen.

Nun zeigte sich die Beeinflussungsgabe des Lechner, der den ihm ergebenen Clementi gegen seine eigene Mutter aufhetzte und dazu brachte, nicht mehr in die Kirche zu gehen. Dies führte wieder dazu, dass Clementi von einer sehr religiösen Mutter gescholten und zur Erfüllung der christlichen Sonntagspflicht ermahnt wurde. "Der Alten würd ichs schon zeigen!" erklärte Lechner dem widerspenstig gewordenen Clementi. Mutter Clementi, deren Mann vor vier Jahren gestorben und sie deshalb mit den jüngeren Kindern auf den Verdienst ihres Sohnes angewiesen war, wusste genau, von wem der schlechte Einfluss ausging: Von Lechner, vor dessen schwarzen und böse blickenden Augen man sich geradezu fürchten konnte. Aber Lechner war noch schlimmer, als es sich die einfache Frau vorstellen konnte, denn er zerstörte nach und nach das halbwegs gesunde Empfinden ihres Sohnes, den er überzeugte, dass es gut und richtig sei, wenn Häuser angezündet würden, weil dann die Leute Arbeit bekämen und der Ort verschönert werde.

Lechner vermied es vorerst noch, dem naiven Clementi anzudeuten, wer die Brände bisher gelegt hatte. Es müssten aber - das war der Aussage des Lechner zu entnehmen, so richtig schneidige Burschen gewesen sein. Wie gerne wäre Clementi auch ein schneidiger Bursch gewesen. Er empfand zunehmend Respekt vor Menschen, die sich etwas Besonderes zu tun getrauen. Für ihn gab es keinen Zweifel: Der schneidigste aller Hopfgartner Burschen war sein Freund Lechner. Der räumt auf, wenn sich ihm einer im Gasthaus widersetzt. Groß, stark, mit kräftiger Stimme, schwarzen Haaren und Augen - so wie er sollte man halt sein! Clementi war dem Lechner noch nicht vertrauenswürdig genug, als dass er mit ihm, wie früher mit Bachler, etwas unternommen hätte. So wuchs das Bedürfnis, mit Bachler wieder zusammen zu sein. Eines Tages kam aus Zell am Ziller eine Karte, mit der Bachler seinem "lieben Freund" mitteilte, dass es im Zillertal schön sei und Lechner kommen solle, weil Meister Schönherr auch für ihn Arbeit hätte. So verabschiedete sich Lechner kurz und trocken von seinen Zieheltern und reiste ins Zillertal. So richtig erleichtert fühlte sich über diese Abreise Clementis Mutter, die hofft, dass Lechner recht lange fortbleiben möge.

## **Hopfgarten beruhigt sich**

In Hopfgarten traten allmählich wieder normale Verhältnisse ein. Gottlieb Fuchs, dem keine Brandlegung nachgewiesen werden konnte, wurde auf freien Fuß gesetzt. Das Gericht und die mit der Erhebung der Brände betrauten Beamten sind der festen Überzeugung, dass die in der Zeit vom 23. März bis 17. April 1929 vorgekommenen Brände das Werk eines Brandstifters sind. Aber den Grund zu solchen Taten, das

Motiv, konnte sich niemand erklären. Die Brände waren so unsinnig, dass sie mit dem Willen eines klar denkenden Menschen nicht in Verbindung gebracht werden konnten. Gab es einen Verrückten? Man nahm vergeblich alle "geistig Angeschlagenen" unter die Lupe.

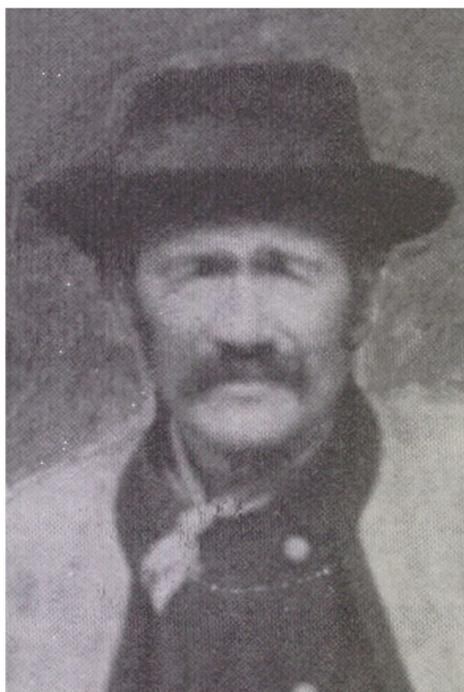
Als aber weitere, ähnlich gelagerte Fälle ausblieben, verstärkte sich die Ansicht, dass die Brandlegungen von einer nur vorübergehend in Hopfgarten anwesend gewesenen Person verübt wurden. Es gab damals wirklich sehr viel umherziehendes Gesindel!

### **Der Raub im Zillertal**

Die Abreise aus Hopfgarten war kaum beachtet worden. Es begaben sich damals auch andere Bruschen in "Ausland", das nach dem in Hopfgarten noch heute gültigen Begriff bereits beim "Roten Bühel" bei Wörgl beginnt. Kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, dass in Hopfgarten nun deshalb keine Brände mehr gelegt wurden, weil Bachler und Lechner nicht mehr hier sind.

Nun arbeiteten sie gemeinsam in der Tischlerei Schönherr in Zell am Ziller. Mit ihrer Leistung war der Meister, wie er später vor Gericht angab, nicht zufrieden. Eigentlich waren sie nicht der Arbeit wegen, sondern deshalb ins Zillertal gereist, um hier, wie sie später freimütig angeben werden, durch Überfälle leichter zu Geld zu kommen. Die Unterhaltung der beiden Burschen drehte sich überwiegend nur um Erwägungen, wie und wo man jemanden überfallen und berauben könnte. Zu dieser Zeit trug Lechner meistens einen ungefähr 30 Zentimeter langen Knüppel bei sich. Aber es bot sich keine rechte Gelegenheit ...

Gegen Mitte Juli 1929, an einem Sonntagnachmittag, kam dem Bachler wieder einmal der Zufall entgegen. Der Bursche kehrte im Gasthaus "Waldheim" bei Zell am Ziller ein, trank ein Bier und beobachtete die anwesenden Leute. Sein Blick fiel auf einen älteren Bauern, der mit Zillertaler Lodenhosen und Hemd bekleidet, jedoch barfuß war. Der biedere Mann bezahlte bei der Kellnerin eine kleine Zeche und machte dabei einen Fehler, der ihn bei einem seidenen Faden das Leben gekostet hätte.



*Johann Schösser, Kummerlandbauer am Gerlosberg*

Er hielt nämlich seine Geldtasche so unbefangen offen in der Hand, dass einige Hundertschillingnoten sichtbar wurden. Das Geld hatte den Bachler förmlich "glupft". "Durch das ständige Reden meines Freundes Lechner vom Häuseranzünden und Morden, ist ohne Nachdenken ausgemacht gewesen; dös Geld muaß her, geht's wie's will", gab Bachler später an.

Als sich nun der alte Mann, es war der Kummerlandbauer Johann Schösser vom Gerlosberg, aus dem Gasthaus entfernt hatte, ging ihm Bachler nach und holte ihn auf dem zum Gerlosberg führenden Waldweg ein. Mit einem "Guten Abend" überholte Bachler den auf dem Heimweg befindlichen Mann, der den Gruß erwiderte. Unweit einer Weggabelung kehrte Bachler um, ging auf den ahnungslos daherkommenden Bauern zu, packte ihn unvermutet am Hals und würgte ihn so lange, bis er bewusstlos war. Nun nahm er dem am Boden Liegenden das Geld aus der Hosentasche. Als Bachler versuchte, den bewusstlos daliegenden Bauern vom Weg zu schaffen, fiel er mit dem Beraubten mehrere Meter über den Berghang hinunter. Dort ließ er ihn liegen. Nach dieser brutalen Tat traf er mit Lechner zusammen, dem er den Hergang erzählte.

"Herrgott, hast du a Schneid!", lobte ihn Lechner, dem aber dann doch Bedenken kamen, ob der Bauer wirklich tot sei. Lechner war nämlich dem Aberglauben verfallen, dass man in den Augen des Toten das Bild des Mörders sehe. Aus diesem Grunde wurde darüber beraten, ob sie nicht hinaufgehen sollten, um dem Toten die Augen auszustechen. Aber es kam nicht dazu, vor allem deshalb, weil es möglich war, dass der Überfallene inzwischen gefunden worden sein könnte. Lechner belehrte aber eindringlich den Bachler, dass man es so nicht machen dürfe; es hätte gefehlt gehen können, wenn der Bauer zufällig den Bachler erkannt hätte.

"Entweder herputzen oder es lassen!" war das von Lechner vertretene Prinzip. Die Beute des Bachler betrug 370 Schilling.

Nach diesem Raubüberfall äußerte Lechner die Absicht, im Spezereigeschäft neben der Tischlerei das Ladenmädle, das nach seiner Beobachtung öfters allein im Geschäft war, zu erledigen und das Geld an sich zu nehmen. Das Mädle "putz i mit oana Hand her!" meint Lechner auf den Einwand des Bachler, ob er dazu seinen Knüppel gebrauchen wolle. Die Ausführung dieser Tat unterblieb aber. Bachler hatte mit einiger Sorge darauf gewartet, dass es zum Begräbnis des von ihm erwürgten Kummerlandbauern kommen werden. Aber man hörte und vernahm nichts davon. Etwa eine Woche später kam es dann zu einer Begegnung, die dem Bachler, ohne dass er es sich anmerken ließ, einen argen Schock versetzte. Während eines gemeinsamen Spazierganges sagte Bachler unauffällig zu Lechner: "Du, schau, dös ist der Bauer!" Worauf der insgeheim ebenfalls erschrockene Lechner bissig erwiderte: "Du bist decht a Tolm!" Der Bauer Schösser hatte sich offenbar nicht erkannt. Trotzdem hatten die beiden das Gefühl, dass er sie argwöhnisch angeblickt habe.

Zwei Wochen später verließen sie unter dem Vorwand, in die Schweiz reisen zu wollen, das Zillertal. Das war Ende Juli 1929. Sie begaben sich nach Vorarlberg und nahmen dort in einem Zementwerk Arbeit an. Schon im August erkrankte Lechner an einer Wurstvergiftung und musste sich in der Folge sogar einer Blinddarmoperation unterziehen. Weil er sich zu dieser Zeit mit dem Gedanken trug, sich um Aufnahme ins Bundesheer zu bewerben, ließ er sich zugleich seine Krampfadern operieren. Das Bundesheer nahm ihn aber wegen seiner schlechten Zähne nicht.

## **Rückkehr nach Hopfgarten**

Lechner kehrte anfangs November 1929 nach Hopfgarten zurück. Sein Ziehvater, der Tischlermeister Alois Leithner, übte neben seinem Beruf noch das Amt des Totengräbers und Gemeindepolizeimannes aus. Wenngleich im Haus nicht gerade Wohlstand herrschte, gab es bestimmt auch keine Not, und der Ziehsohn hatte Kost und Unterkunft; nur mit dem Lohn war es etwas knapp.

Am 30. November 1929 kehrte auch Bachler, der zuletzt im Montafon war, wo er sogar einmal wegen eines kleinen Betruges zu fünf Tagen Arrest verurteilt worden war, nach Hopfgarten zurück. Hier wohnte ja noch seine Mutter, die sich allerdings nie recht um ihren Sohn kümmern konnte. Bachler hatte es schwerer, zu einem Verdienst zu kommen. So kam es hauptsächlich zu Gelegenheitsverdiensten, die ein karges Leben ermöglichten.

Der Winter verging, ohne dass große Ereignisse angefallen wären. Man unterhielt sich im Markt längst wieder über andere Dinge, als über die im Vorjahr vorgekommenen Brände, zum Beispiel über die mit Wirkung vom 2. April 1930 eingeführte Rechtsfahrordnung.

Kleinere Diebstähle, die von Lechner und Bachler begangen wurden, blieben unentdeckt. Der Erlös wurde immer sogleich in einem Gasthaus umgesetzt, wobei sie sich boshaft über ihren "Erfolg" freuten. Einmal konnten sie beim "Pinzgerbäck" unbemerkt fünf Schilling aus der Kassa stehlen. Der Betrag wurde sogleich vertrunken. Allmählich wuchs während dieser Zeit auch das Vorhaben, Anton Clementi als Dritten in den Bund aufzunehmen. Clementi traf anlässlich der Musikproben und auch sonst immer wieder mit Lechner zusammen. Sie unterhielten sich hiebei oft über die im Vorjahr vorgekommenen Brandlegungen, die Lechner mit allerlei Begründungen guthieß, bis schließlich auch der etwas primitive Clementi die Überzeugung bekundete, dass es richtig und schön wäre, wenn es wieder einmal brennen würde.

Einige Andeutungen des Clementi ließen Lechner und Bachler ahnen, dass sie von ihm als die Brandleger durchschaut oder zumindest vermutet würden. Das war für sie einerseits nicht angenehm, denn Clementi hatte darüber auch zu anderen Personen sprechen können. Da schien es schon sicherer, ihn ganz einzuweihen. Bachler meinte, man sollte ihn bei einer Brandlegung gleich mit "hineinziehen", also ihn zum Mitschuldigen machen. Das war nach Ansicht des Lechner nicht so einfach; denn Clementi war furchtsam und packte nicht so leicht an.

## **Zuerst wieder ein Stadel**

Lechner und Clementi spazierten am 9. April 1930 abends vom Markt in Richtung zum Lindrain. Es ist jener Weg, der bei der heutigen Talstation der Bergbahn vorbeiführt. Man kommt hier an der Sonnenseite zu den beiden "Mödlinger-Höfen", und weiter oben liegen noch zahlreiche andere Gehöfte, die später von den Brandstiftern ebenfalls heimgesucht werden sollten. Lechner hatte für diesen Abend vor, den Clementi zum Komplizen zu machen.

Lechner lenkte das Gespräch wieder daraufhin, wie schön eigentlich so ein Brand sei. Und es wäre "interessant, wenn einmal der ganze Markt brennen" würde. Dieses und jenes Haus müsste angeschürt werden. Es sei manchen g` sund, wenn ihm die Hütte abbrenne, besonders diesem Hinterblaicknerbauern. Ja, wenn man einmal so ein Feuerl gemacht habe, bekomme man immer mehr Schneid und es werde eine richtige Sucht, wieder und wieder anzuzünden ...

Nun dämmert es dem Clementi. Der Gedanke kommt ihm eigentlich noch

ungeheuerlich vor, aber dann gesteht er dem Freund doch, er habe schon darangedacht, dass dieser und Bachler ... Und Lechner hakt sofort ein: "Aber wenn du was sagst, dann paß auf!" Worauf Clementi wie selbstverständlich beteuert, dass der die Kammeraden nicht verraten würde, denn er hätte ja nichts davon. Da lobt ihn Lechner, dass er doch ein "prima Bursch" sei und gut zu ihm und Bachler passe. Noch war der Fisch nicht in der Pfanne. "Zünden wir den Stadel an?" wies Lechner auf den Heustadel des Untermödlingerbauern und stellte den Clementi damit auf die Probe. Clementi zögerte, man habe nichts davon. Man könnte auch erwischt werden. Aber Lechner ließ ihn nicht aus.

Vorerst führte sie der Weg noch weiter. Aber bald waren sie auf dem Rückweg wieder beim Stadel. Da riss Lechner ruckartig sein Stichmesser heraus, dass Clementi erschrocken zurückwich. "Was tust denn?" lautete die bange Frage. Nun schnitt Lechner eine Kerze zu und forderte Clementi auf: "Jetzt geh nur her, wissen tust es ja schon, sie kommen uns schon nicht drauf!" Und erläuterte dem verängstigten Clementi, wie man anzündet: "Die Kerze stillt man ins Heu, dass sie einen Finger lang herausschaut. Dann gibt man rundherum ein wenig Heu oder sonst was, damit man den Lichtschein nicht geschwind bemerkt. So und jetzt zünden wir es an. Siehst, so gehts. Bis der Stadel anfängt zu brennen, sind wir schon daheim." Weil sich Clementi im Laufschrift entfernen will, hält ihn Lechner zurück: "Laufen darfst nit, das schaut verdächtig aus."

Sie waren tatsächlich schon zu Hause, als eine Viertelstunde nach 8 Uhr abends Feueralarm geblasen wurde. Lechner und Clementi eilten mit vielen anderen Neugierigen zum brennenden Stadel, der eine ganz schöne Wegstrecke vom Markt entfernt ist. An ein wirksames Löschen war nicht mehr zu denken. Der Stadel brannte vollkommen nieder. Die Brandursache gab zu denken. Ohne es beweisen zu können, war man von Anfang an der Überzeugung, dass der Brand absichtlich gelegt worden war. Sollte es schon wieder losgehen?

Als sich Clementi am Brandplatz vertraulich an Lechner wenden will, winkt dieser unauffällig ab. "Auf später", lautet der Deuter des Rädelsführers, der zufrieden war, den Clementi im Garn zu haben. In diesem Sinne gab sich am nächsten Tag auch Bachler zufrieden. Nur wendete er ein, dass ein Stadelbrand am ehesten den Verdacht einer Brandlegung erwecke.

Auch Clementi schien irgendwie zufrieden. Es war ein eigenartiges Gefühl und innerlich erhebend, der volle Vertraute dieses so schneidigen Lechner zu sein. So wurde nun zu dritt von bösen Vorhaben gesprochen.

Vor dem Schwurgericht will Clementi den Vorgang allerdings anders darstellen. Er möchte glaubhaft machen, dass er nur aus Furcht vor Lechner mitgetan habe. Eine besondere Angst habe er in dem Augenblick gehabt, als Lechner beim Stadel so plötzlich sein Stichmesser gezogen habe. Er sei schon von Jugend her sehr furchtsam gewesen, macht er auf die Zwischenfrage seines Verteidigers geltend. Worauf der Vorsitzende unter Hinweis auf später folgende Taten feststellt, dass Clementi dort nicht gar so furchtsam gewesen sei.

Bei der Behandlung der Brandlegung am Untermödlinger Heustadel stand Clementi erstmals im Mittelpunkt der Vernehmung im Schwurgerichtsprozess. Er trat blass und verängstigt auf und machte den Eindruck eines Mannes, der geistig nicht ganz auf der Höhe ist. Anders dagegen Lechner und Bachler. Beide geben sich forsch, sind offenbar bester Laune, sehen trotz der über ein Jahr dauernden Haft gut aus und unterhalten sich vor Beginn der Hauptverhandlung auf der Anklagebank ausgezeichnet, machen Witze und lachen. Den Clementi aber "schneiden" sie. Sein weinerliches Verhalten und sein Bestreben, sich als die verführte Unschuld hinzustellen und sich in ein günstiges Licht zu setzen, bringt ihm die Verachtung der

beiden Komplizen ein.

"Was der Clementi erzählt, ist Krampf, er soll nicht Theater spielen!" platzt Lechner in die Aussage des Clementi, der insbesondere über Lechner verschiedene Details angibt. So habe Lechner oft gesagt: "Schau, wie sich die Schandinger die Haxn abspringen und doch nichts herausbringen!" Und auf die besorgte Frage des Clementi, dass man mit einem Polizeihund die Spuren finden würde, habe Lechner gemeint: "Da müssen sie die Viecher schon besser füttern."

### **Brandlegung beim Hutterer-Binder-Haus**

Am 18. Juni 1930, Vorabend des Fronleichnamfestes, machten Lechner und Clementi nach einem Konzert der Musikkapelle und dem anschließend genossen Freibier im Gasthaus "Oberbräu" noch einen Spaziergang. Lechner hat den Drang, dass endlich - nach über zwei Monaten - wieder etwas gedreht werden müsse. An Ideen hatte es zwar inzwischen nicht gefehlt. Am Karsamstag hätte er gerne die Pfarrkirche angezündet, damit die Hopfgartner einmal eine "richtige Auferstehung" erleben würden. Auch Überfälle wurden erwogen, weil man da am leichtesten zu Geld komme, wie das Beispiel des Überfalles in Zell am Ziller bewiesen habe. In Hopfgarten befanden sich damals auch fremde Arbeiter, die beim Ausbau des Bahndammes eingesetzt waren. Wenn also jemand abgängig wäre, fiel der Verdacht sicherlich zuerst auf die fremden Arbeiter. Clementi war inzwischen der gefügte und willige Geselle geworden.

Es war schon über Mitternacht hinaus, als die beiden über die Pinzgerbäckbrücke und von dort in Richtung "Badl" gingen. Clementi wäre es lieber gewesen, außerhalb des Marktes ein Haus anzuzünden. Doch Lechner bestand darauf, dass es im Markt brennen müsse, denn am nächsten Tag sollten die Leute beim Umgang etwas zu reden haben.

Lechner hatte immer fixe Ideen. Er wusste, dass es heute beim Hutterer-Binder-Haus brennen müsse; denn dort befindet sich eine Holzlege mit einer großen Kiste mit Heu. Dort zündeten die beiden hinein. Gleichsam im Vorbeigehen.

Aber die Rechnung ging nicht auf. Es war der Ziehvater Leithner, der um diese Zeit seiner Pflicht als Gemeindepolizeimann entsprach und kurz nach der Brandlegung auf dem Wege zum Gasthaus "Badl" war, um auch dort die Polizeistunde anzukündigen. Als Leithner das Schadenfeuer sah, griff er sogleich zu und alarmierte die Nachbarschaft. Der Brand war mit einigen Kübeln Wasser bald gelöscht. Unter den ersten Männern, die zu dem Gemeindepolizisten stießen, befanden sich auch Lechner und Clementi. Leithner war erst erstaunt, dass die beiden "Buben", die er schon zu Hause wähnte, so plötzlich da waren. Clementi griff fleißig zu und half besonders, das Spreißelholz herauszutragen. Dabei riss er sich sogar einen Rockärmel auf.

Am nächsten Tag schien Lechner grantig. Er nannte den Clementi einen "Affen", der sich so plage und dabei sein Gewand zerreiße. Da mache er, Lechner, es schon gescheiter, denn er schau zu und rühre nichts an. Aus der misslungenen Brandlegung zog Lechner die "Lehre". "Wir sind eigentlich dumm gewesen, dass wir noch einmal hinauf sind. Man soll erst hingehen, wenn die Feuerwehr da ist, und nur dann beim Löschen helfen, wenn kaum mehr eine Aussicht ist."

Vor Gericht kann sich Lechner an diesen Brand nicht mehr so recht erinnern. Aber er gibt gerne zu, dass er dabeigewesen sein kann. Clementi gibt dazu in der Voruntersuchung an, dass es ihm zu dieser Zeit schon gleich gewesen sei, ob es brenne. Er habe jetzt tatsächlich Freude am Feuer gehabt. Lechner habe ihm eingeredet, dass es unmöglich sei, aufzukommen. Als nach der Brandlegung beim

Hutterer-Binder die Leute zum Löschen kamen, habe er es als seine Pflicht erachtet, beim Löschen mitzuhelfen. "Wenn Sie auch vorher angezündet haben?" bemerkte der Vorsitzende bei der Schwurgerichtsverhandlung, als ihm diese Art von "Pflicht" unerklärlich schien.

### **Der Überfall auf Leo Müllauer**

"Wir haben damals nichts mehr geredet als vom Rauben und Anzünden!", gibt später Alois Lechner über die von ihm, Bachler und Clementi besprochenen Vorhaben zu Protokoll. Clementi war bis dahin erst bei zwei Brandlegungen beteiligt. Aber damit war nichts zu verdienen. Man brauchte Geld - und Lechner hat Ideen. Man müsste es so machen wie mit dem Bauern im Zillertal, meint er. Nur halt ganz umbringen, das sei sicherer, betont er dazu. Dann werden Personen genannt, die Geld hätten. Nur sei mit manchen nichts zu machen, weil sie einen Revolver hätten.

Bachler scheint sich zu dieser Zeit zu Lechner etwas entfremdet zu haben, wohl deshalb, weil Lechner und Clementi, die sich immer bei der Musikprobe trafen, öfter beisammen waren. Bachler traute dem Clementi noch immer nicht ganz. Aber Lechner hatte keine Bedenken. Clementi, der fest unter seinem Einfluss stand, war bereits "mitgehungen, mitgefangen", wie sich Lechner boshaft befriedigt ausdrückte. Als Lechner einmal den Clementi in dessen Wohnung besuchte, sah er dort Turnerhanteln. "Herrgott, das wäre das richtige Werkzeug, um einen zu erschlagen", meinte Lechner. Man war sich einig, dass man bald jemanden erschlagen müsse, um zu Geld zu kommen. Wenn einer eine günstige Gelegenheit sehe, brauche er nur zu "deuten". So war es ausgemacht!

In der ersten Augushälfte, genau am 8. August 1930, befanden sich Lechner und Clementi - es war Sonntagabend - mit anderen Gästen im Gasthaus "Oberbräu". Dann kam der Bahnbedienstete Leo Müllauer, der mit seiner Familie in der Windau in einem Bahnwächterhaus wohnte, ins Gastzimmer. Müllauer befand sich auf der Rückkehr von einem Verwandtenbesuch im Inntal und wollte vor der Heimkehr noch kurz einkehren.

Als die Kellnerin Olga Kirchner am Müllauer ihre Zither reichte, unterhielt er ohne Zögern mit Musik die Gäste. Ob die Kellnerin das Musikinstrument verkaufen würde? Eine einfache, in diesem Falle aber verhängnisvolle Frage; denn für Lechner und Clementi stand in diesem Augenblick fest, dass der Mann auf dem Heimweg erschlagen und beraubt werden wird. Wer etwas kaufen will, muss Geld haben! Die beiden Verbrecher verließen das Gasthaus, holten aus der Wohnung des Clementi eine Turnerhantel und begaben sich zum Hopfgartner E-Werk, um auf dem dort abzweigenden Weg ins Windautal dem heimkehrenden Müllauer aufzulauern. Um Mitternacht verließ Müllauer das Gasthaus "Oberbau", um sich auf den Heimweg zu begeben. Er hatte keinerlei Argwohn, als ihm etwa 50 Meter vom E-Werk in Richtung Windautal zwei Burschen freundlich einen "Guten Abend" entboten und ihn um den Weg zum "Kugeltal" fragten. Er lud sie sogleich ebenso freundlich ein, mit ihm ein Stück Weges zurückzulegen. Lechner hatte Clementi beauftragt, den Müllauer mit der Hantel niederzuschlagen. Aber Clementi konnte sich nicht überwinden, "weil der Mann gar so freundlich war". Da schlug Lechner mit einem wuchtigen Hieb zu, so dass Müllauer wie vom Blitz getroffen nach seiner ganzen Länge quer über den Weg mit dem Kopf zum Wegrand fiel. Dann durchsuchte er beim Bewusstlosen die Taschen. Eine Legitimation und einige Schriften steckte er im nach kurzer Besichtigung wieder in eine Tasche. Aber die Geldtasche nahm er zu sich. Weil sich der Bewusstlose bei der Durchsuchung rührte, schlug nun auch Clementi kräftig auf den Kopf des am Boden Liegenden.

Dann schlug noch Lechner mehrmals zu. Nun bestand kein Zweifel mehr: Der Mann war ganz sicher tot. Sie warfen ihr Opfer über den Wegrand hinaus über den Abhang zur Ache hinunter.

Clementi reinigte die blutig gewordene Hantel, während Lechner mit seinem Stichmesser in Bereitschaft war, um jeden niederzustechen, der zufällig zum Tatort kommen sollte. An einer beleuchteten Stelle unweit des E-Werkes besah Lechner den Inhalt der Geldbörse. Es waren ganze 26 Groschen. Mit einem Fluch warf Lechner die Geldtasche samt dem Kleingeld in die nahe Ache. "Aber der steht nimmer auf", gab sich Lechner, auf den erschlagenen Müllauer hinweisend, zufrieden. Damit war das Thema vorläufig abgeschlossen.

Einige Zeit später traf Clementi mit dem Totgeglaubten zusammen. "Herrgott, die Toten stehen auf!" sagte daraufhin der entsetzte Täter zu Bachler. Einen Tag später traf Lechner bei der Trafik in Hopfgarten mit Müllauer zusammen. Sie standen zufällig nebeneinander, als Lechner den von ihm Erschlagenen erkannte und richtig erschrak. "Der muss eine Natur haben wie eine Katze", meinte danach Lechner zu Bachler, der dabei an seinen "Versager" mit dem Bauern im Zillertal erinnerte. Leo Müllauer war sich auf Grund der erlittenen Hiebe nie klar geworden, ob es wirklich ein Überfall war oder wie alles vor sich ging. Er erwachte erst am Morgen, als es taghell war, aus seiner Bewusstlosigkeit. Dann schleppte er sich unter Aufbietung seiner letzten Kraft zu seiner ungefähr eine Viertelstunde entfernt liegenden Wohnung. Seine Frau war über den Zustand ganz entsetzt und ließ den Arzt Dr. Zuchristan aus Hopfgarten kommen. Dem Arzt war Müllauer von früher her gut bekannt. Aber dieses Mal konnte er ihn kaum erkennen. Nein, das konnte kein Unfall sein, war der Arzt überzeugt, und ließ die zuständige Gendarmerie in Westendorf verständigen. Aber Müllauer konnte dem ihn befragenden Gendarmen keine Auskunft geben. Die Legitimation und andere Papiere waren ja noch vorhanden. Und die Geldtasche konnte er auf dem Wege verloren haben. Feinde habe er nicht. "Spaßig" sei ihm die Geschichte schon vorgekommen, sagte er später bei Gericht aus, denn dass man ihn so arg zugerichtet habe, dass er in die Klinik eingewiesen und dort behandelt werden müsste... Das Schicksal des Mannes stand offenbar unter keinem guten Stern: Im Jahre 1951, fast zwanzig Jahre später, wurde er vom Zug überfahren.

### **Ein durchkreuzter Raubmordversuch**

Als der Siebererbauer Sebastian Leitner vom Gruberberg in Hopfgarten-Land an einem Sonntag im Sommer 1930 im Gasthaus "Oberbau" von einem Holzhändler Geld ausbezahlt bekam, konnte er nicht ahnen, dass in diesem Augenblick seine Ermordung und Beraubung beschlossen wurde.

Es war Clementi, der den Vorhang beobachtet und hiervon dem ebenfalls im Lokal anwesenden Lechner Mitteilung gemacht hatte. Die beiden verließen bald darauf das Gasthaus, begaben sich in die Tischlerei Leithner und suchten dort nach geeigneten Waffen. Lechner gab dem Clementi einen Holzschlögell, den dieser unter dem Rock versteckte. Lechner selbst war mit einem Stichmesser ausgerüstet.

Nun machten sie sich auf den Weg: Zuerst auf der Straße in die Haslau, dann auf dem gewöhnlichen Weg auf den Gruberberg, wo sie etwa 400 Meter unterhalb des Siebereranwesens neben dem Weg auf ihr Opfer lauerten. Lechner wies den Clementi genau an, was dieser zu tun hatte: Nachdem Lechner dem Bauern ein Bein gestellt und ihn zu Fall gebracht hatte, sollte Clementi herbeieilen und den am Boden Liegenden totschießen. Und Lechner hatte auf jeden Fall sein Stichmesser bereit, um es Leitner in den Bauch zu rennen, denn "der Bauer ist ein kräftiger Mann, mit dem

muss man radikal umgehen."

"Wir haben beschlossen, das Geld des Leitner muss uns gehören", gab Lechner vor Gericht freimütig an. Und: "Anders ist es bei uns nicht gegangen als durch Umbringen; dazu sind wir ja hinaufgegangen. Der Clementi hat von Anfang an mitgetan." Weil Clementi vor dem Schwurgericht wieder einmal die verführte Unschuld spielen will, meldet sich auch Bachler zu Wort: "Der Clementi hat auf seinen Anteil vom Geld gehofft, sonst wäre er sicher nicht mitgegangen."

Die Rechnung der beiden Mordgesellen war nicht aufgegangen. Zu ihrer großen Enttäuschung war nämlich der Siebererbauer nicht allein, sondern wurde von zwei handfesten Burschen begleitet. Da blieb den beiden Verbrechern nichts übrig, als sich hinter den Büschen zu verkriechen. Lechner fluchte grässlich, und der innerlich zitternde Clementi mag irgendwie froh gewesen sein.

Sebastian Leitner entging ahnungslos der Ermordung. Er dankte noch vor dem Gericht dem Schicksal, dass er zufällig in Begleitung des "Obingerbauern" und "Hallerwastl" war. Er hätte von dem geplanten Anschlag nie erfahren, wenn nicht Clementi nach seiner Verhaftung ein vollkommen offenes Geständnis abgelegt und somit die lange Liste der Anklagepunkte der "drei Teufel" um diesen Tatbestand bereichert hätte.

Als man in Hopfgarten und Umgebung von den Taten und Vorhaben der drei Verbrecher erfuhr, erinnerte sich dieser oder jener an Begegnungen mit dem Zweigespann Lechner - Bachler oder Lechner - Clementi oder Bachler - Clementi. Und nicht wenige waren nachträglich davon überzeugt, dass sie aus irgendeinem glücklichen Umstand vor der Ermordung bewahrt wurden. Einiges mag den Tatsachen entsprechen, in manchen Fällen aber könnte das nachträgliche Gruseln zu solcher Vorstellung geführt haben. Man darf annehmen, dass die drei Täter aus der Vielzahl der Vorhaben und Versuche nur einen Teil geschildert haben. Aus den bekannten Delikten kann allerdings der Schluss gezogen werden, dass der Vorsatz zu einem derartigen Verbrechen fast immer aus einer mehr oder weniger zufälligen Wahrnehmung entstanden ist.

### **Der Mord an Hans Kruckenhauser**

Es ist eine sehr unruhige Nacht vom Samstag auf Sonntag, den 7. September 1930. Im Markt sind alle Fremdenbetten vergeben. Manche verzichten darauf, sich ins Bett zu begeben, teils deshalb, weil sie keines mehr bekommen haben, teils aus dem Grunde, weil sie in Gasthäusern, die eine „Freinacht“ bewilligt bekommen haben, sitzengeblieben sind.

Hopfgarten ist Treffpunkt eines großen Radfahrerfestes, das schon am Samstag begonnen hat. Aus diesem Anlass haben sich Gruppen aus allen Richtungen, besonders aus Bayern, eingefunden. Der Gendarmerieposten hat Verstärkung erhalten. Es handelt sich ja nicht um ein gewöhnliches Fest, sondern um ein politisches Treffen. Aus diesem Grund sind während der ganzen Nacht Patrouillen unterwegs.

Am Sonntagmorgen ist man am Posten überzeugt, dass die Nacht ohne besondere Krisen verlaufen ist. Da erscheint eine Viertelstunde nach 5 Uhr ein auswärtiger Reklamevertreter, der aus Anlass des Festes nach Hopfgarten gekommen ist und hier die Nacht verbracht hat, und macht die Anzeige, dass er in der Nähe des Gasthauses „Badl“ einen Mann liegen gesehen habe, der offenbar tot, auf jeden Fall schwer verletzt ist.

Den Gendarmen bietet sich an der angegebenen Stelle ein grausiges Bild. Am Rand einiger abgestellter Betontröge liegt ein Mann mit fast vollkommen durchgeschnittener Kehle. Mord! Eine andere Möglichkeit ist vollkommen ausgeschlossen. Das Opfer ist der 41 Jahre alte, ledige, seit kurzem arbeitslose Hoteldiener bzw. Hausknecht Hans Kruckenhauser aus Hopfgarten.

Der Ermordete ist offenbar nicht beraubt worden; denn er hat außer verschiedenen Dienstzeugnissen und anderen Dokumenten noch seine Taschenuhr und ein kleines Geldtäschchen mit 21 Schilling bei sich. Der rasch herbeigeholte Arzt stellt fest, dass der Tod um etwa 2 Uhr früh eingetreten sein dürfte. Spuren? Ein um 6 Uhr früh am Beginn der Tatbestandsaufnahme niedergegangener Regen zwingt die Gendarmen, wenigstens die nächste Umgebung des Tatortes abzudecken.

Und dann beginnt die herbeigerufene Gerichtskommission und die eingesetzten Erhebungsorgane eine Monsterarbeit, die sich als total erfolglos erweisen sollte. Am einfachsten verlief noch die Identifizierung des Toten. Der Feuerwehrkommandant Konrad Steiner erkannte ihn einwandfrei als seinen Schwager, so dass hinsichtlich der beim Ermordeten aufgefundenen Dokumente kein Zweifel mehr bestand. Im Übrigen aber mag man es als eine Kette unglücklicher Umstände bezeichnen, dass dieser Mord nicht verhindert und in der Folge nicht aufgeklärt werden konnte:

Es ließ sich einwandfrei ermitteln, dass Hans Kruckenhauser zuletzt im Gasthaus „Traube“ war. Aber es konnte niemand angeben, in wessen Begleitung er sich nach dem Verlassen dieses Gasthauses befand. Der Weg vom Gasthaus „Traube“ bis zum Tatort führte durch den ganzen engeren Markt. Es waren zu dieser Zeit noch mehrere Hopfgartner unterwegs, aber niemand konnte sich an diese Begegnung erinnern. Sogar eine Gendarmerie-Patrouille war dem Kruckenhauser und seinen Mördern begegnet. Auch die Gendarmen – es waren teils von auswärts zugeteilte Beamte – konnten sich an die Begegnung nicht erinnern.

Der Spenglermeister Karl Bucher konnte von seinem Schlafzimmer aus die Stimme des Kruckenhauser erkennen, als dieser, offenbar abwehrend, zu zwei Begleitern sagte: „Laßts mi gehen, raufen tue i nit, wie schaut denn dös aus, wenn man morgen hört, dass wir im Markt grauft haben, i bin ja nur bei meiner Schwester da, wie schaut dös aus, wenn morgn das Radfahrerfest is...“. Die Stimmen der beiden Begleiter konnte der Zeuge nicht erkennen. Unweit des Tatortes hörte die dort wohnhafte Frau Elise Aschaber in ihr Schlafzimmer den etwa zehn Minuten währenden Streit mehrerer Männer, von denen einer drohend ausrief: „Heut werden wir abrechnen, du Hund du, und das anständig!“ Und ein anderer habe abwehrend gesagt: „Du wirst nit abrechnen, i kann nix dafür!“ Die Zeugin habe sogar beim Fenster hinausgerufen, die Streitenden sollten schauen, dass sie weiterkommen, damit man endlich schlafen könne. Bald habe sie ein jämmerliches „Oooooooh!“ gehört und sich gedacht, dass nun einer erschlagen worden sei. Daraufhin sei sie wieder zum Fenster und habe zwei Männer davonlaufen gesehen; einen auffallend großen in der Richtung zur Pinzgerbäckbrücke und einen zweiten über das Badlfeld. Erkannt habe sie keinen.

Die zweifellos wichtigste Wahrnehmung war offenbar nicht angegeben worden: Kurze Zeit, nachdem der Mord verübt worden war, befand sich der Gemeindepolizist Alois Leithner auf dem Wege zum Badl-Gasthaus. Er traf beim Brunnentrog vor dem „Pinzgerbäck“ mit zwei Burschen zusammen. Es waren dies sein Ziehsohn Alois Lechner und dessen Freund Anton Clementi, die er fragte, ob sich im „Badl“ noch

Licht sei, worauf Lechner log, dass das Licht soeben ausgegangen wäre. Lechner reinigte beim Brunnen gerade seine Hände und das beim Mord verwendete Messer vom Blute ...



*Brutaler Mord an Hans Kruckenhauser*

*Kann diese Aufnahme dem Leser zugemutet werden?*

*Hier sei erwähnt, dass Anton Clementi nach seiner Verhaftung die Mittäterschaft beharrlich verleugnete. Als ihm bei der Vernehmung dieses Bild vorgelegt wurde, überwältigte ihn ein erschütterndes Weinen; er legte dann ein volles Geständnis ab.*

Die von Frau Aschaber angegebene Personenbeschreibung, wonach von einem außergewöhnlich großen Mann die Rede war, lenkte die Fahndung vor allem nach Verdächtigen mit sehr großer Statur. Man fand schon am nächsten Tag einen in der Person eines 37 Jahre alten ledigen Hilfsarbeiters, der wegen verschiedener Gewalttaten vorbestraft war, ein zur Tat geeignetes Stilettmesser mit Hirschhorngriff sowie ein Rasiermesser besaß, für die Tatnacht kein überzeugendes Alibi hatte und bei dem überdies ein Hemd mit schlecht ausgewaschenen Blutspuren und ein Hut mit Blutspritzern gefunden wurden. Dann fiel noch eine Schnittverletzung am linken Daumen auf. Wer sollte dem Mann glauben, dass er die Nacht in einem Heustadel verbracht habe und die Blutspuren von seinem ausgebrochenen Stockzahn stammen?

Acht Tage später wird ein weiterer Verdächtiger, ein 32 Jahre alter lediger Holzschuhmacher, von einer abgelegenen Alpe heruntergeholt. Der Mann hatte in dem Zeitraum, als der Mord geschah, in dem nahe gelegenen Gasthaus „Badl“ gezecht. Das Alibi war nicht lückenlos. Er besaß ein zur Tat geeignetes Stichmesser, auf dem noch Blutspuren vorhanden waren. War es Menschen- oder Tierblut? Der Verdächtige hatte angeblich mit dem Messer ein Schaf geschlachtet. Dann war noch etwas: Der Holzschuhmacher war einmal bei der Badl-Kellnerin fensterln gewesen und es war davon die Rede, dass sie auch dem Kruckenhauser gefallen habe. Auch

jener zufällig in Hopfgarten anwesende Mann, der den Ermordeten gefunden und hierüber Anzeige erstattet hatte, musste sich einiges gefallen lassen, bis er aus dem Kreis der Verdächtigen ausgeschieden werden konnte. Eine fatale Angelegenheit, einen Ermordeten zu finden....

Für das Motiv dieses furchtbaren Verbrechens fand man keine Erklärung. Sollte Kruckenhauser etwa gar im Zusammenhang mit dem gerade stattfindenden Radfahrerfest ermordet worden sein? Obwohl es feststand, dass er politisch ungebunden und uninteressiert war, wurden umfangreiche Erhebungen auch in der Richtung durchgeführt, ob einer der vielen in Hopfgarten anwesend gewesenen Personen ein Mord zuzutrauen wäre. Die Mühe und der Aufwand waren natürlich vergebens.

Unter den vielen Einheimischen, die in diesem Zusammenhang vernommen wurden, befanden sich auch Anton Clementi und Alois Lechner, die noch nach 1 Uhr früh mit anderen Personen mit Kruckenhauser an einem Tisch saßen. Die beiden gaben mit harmloser und unwissender Miene an, sie hätten vor Kruckenhauser das Gasthaus verlassen (was stimmte!) und ihn nicht mehr gesehen....

Als die Geständnisse der „drei Teufel“ vorlagen, erschien alles recht einfach. Lechner und Clementi hatten ja nicht verschwiegen, dass sie etwas nach 1 Uhr noch in Gesellschaft des Hans Kruckenhauser waren. Als sie aber vor diesem das Gasthaus verließen, teilte Lechner dem Clementi mit, dass er bei Kruckenhauser eine 20-Schilling-Note gesehen habe. Es war somit ausgemacht, dass Kruckenhauser umgebracht und beraubt werden müsse. Als dieser aus dem Gasthaus kam, verwickelte ihn Lechner in ein Gespräch und schlug vor, noch mit zum Gasthaus „Badl“ zu gehen. Kruckenhauser war damit einverstanden. Auf dem Weg stänkerte Lechner immer wieder.

„Ich war schon ziemlich gut aufgelegt, und in diesem Zustand habe ich eine Schneid, dass mir nichts zu groß ist“, gab Lechner später an. Auf dem Wege begegneten ihnen viele Leute, sogar Gendarmen, weshalb sich Lechner und Clementi nachher wunderten, dass sich niemand mehr erinnern konnte, sie in Gesellschaft des Kruckenhauser gesehen zu haben.



*Tatort: In dieser Lage wurde der Ermordete aufgefunden*

Als Lechner sein Opfer bei der Wegkreuzung in der Nähe des Gasthauses „Badl“ plötzlich packte und zu Boden warf, schrie Kruckenhauser noch: „Bitt di gar schön, laß mi gehen, i bin ja nur a armer Teufel!“ Clementi lief ein Stück auf dem Hacha-Weg voraus. Nach kurzer Zeit kam ihm Lechner nach und sagte: „Herrgott, den derwürg i nit!“ Er meinte dazu, er könne den Kruckenhauser nicht so liegen lassen; denn er komme wieder zu sich. Clementi riet, den Bewusstlosen auf einen freien Platz zu schaffen und dort liegen zu lassen. Lechner war damit nicht einverstanden. Man könnte wegen des Eisenbahners Müllauer in Verdacht geraten. Als Lechner erklärte, dass er nichts bei sich habe, meinte Clementi, er habe ein Messer mit. Dieses übergab er ihm.

Mit dem Messer lief nun Lechner wieder zu Kruckenhauser zurück, der sich inzwischen erhoben hatte und über einem Betontrog lehnte. Lechner packte ihn beim Kopfhaar und stieß ihm mit aller Gewalt das Messer in den Hals. Kruckenhauser fuhr abwehrend mit einer Hand zum Hals hinauf. Lechner stieß noch mehrmals rasch zu und zog schließlich das Messer um den Hals herum, so dass der Kopf fast ganz vom Rumpf getrennt war.

Als Lechner im Begriff war, nach der Geldbörse zu suchen, vernahm er ein Geräusch. Es kamen zwei Personen daher. Er ließ von seinem Opfer ab, flüchtete um die Hütte herum zu Clementi und sagte zu diesem: „So jetzt gibt es nichts mehr, jetzt habe ich ihm den Kragen fast ganz abgeschnitten.“

Vor dem Pinzgerbäck begegneten sie dann Lechners Ziehvater, dem Gemeindepolizisten, der sie fragte, ob im „Badl“ noch Licht sei, was Lechner wahrheitswidrig verneinte, um zu verhindern, dass der alte Mann bei diesem Gang den Ermordeten auffinde.

Als Clementi seinen Freund fragte, was er getan hätte, wenn sein Ziehvater zur unrechten Zeit gekommen wäre, meinte Lechner ohne Zögern, man hätte auch ihn „putzen“ müssen ...



*Brunnentrog vor dem Pinzgerbäck, wo die Mörder Hände und Messer wuschen*

Dieser Ziehvater war auch Totengräber, und so erhielt Lechner von ihm den Auftrag, die Leiche des Kruckenhauser in den Sarg zu legen und in die Totenkammer ins Spital zu schaffen. Dann hatte Lechner auch noch das Grab auszuheben. Als er bei dieser Arbeit war, kam wie zufällig Bachler daher und sagte spöttisch: „Ganz interessant, zuerst umbringen und dann das Grab machen.“ An diesem Sonntag, da Lechner frühmorgens den Mord verübt hatte, musste nachmittags aus Anlass des Radfahrerfestes die Musik ausrücken. Lechner spielte wie selbstverständlich mit.

In Hopfgarten war man über diesen grässlichen Mord außerordentlich entsetzt. Auch Lechner und seine Komplizen gaben sich mitfühlend. Sie drückten Gertraud, der Schwester des Ermordeten, das Beileid aus und gaben vor, dass sie mit dem Ermordeten ein großes Mitleid hätten. Vor dem Schwurgericht gab Gertraud als Zeugin eine Wahrnehmung bekannt, die ihr allerdings erst nach der Verhaftung der Täter zu denken gegeben hätte: „Mir ist aufgefallen, dass unser Hund die beiden Burschen nicht leiden konnte; der hat eine bessere Nase gehabt als wir.“

### **Weitere Mordabsichten**

Die „drei Teufel“ schilderten, als sie später viele Stunden lang einzeln vernommen wurden, so viele Einzelheiten, dass es die Kriminalbeamten und der Untersuchungsrichter schwer hatten, die Angaben hinsichtlich des Zeitablaufes und der Glaubwürdigkeit in Übereinstimmung zu bringen. Nach dem Mord an Hans Kruckenhauser betrieb Lechner sein Vorhaben, seinen Ziehvater Alois Leithner umbringen zu lassen. Insbesondere Bachler gab ausführlich zu Protokoll, dass er von Lechner hartnäckig und ganz konkret beeinflusst wurde, dem Vater Leithner aufzupassen, ihn zu erschlagen oder zu erstechen und ihm das mitgeführte Geld abzunehmen. Leithner war nämlich nebenberuflich auch als Landbriefträger eingesetzt und hatte in dieser Eigenschaft oftmals Geld zuzustellen. Wenn dies zu vermuten war, kam Lechner wiederholt zu Bachler und sagte: „Heut wär er wieder geladen“ (hätt viel Geld bei sich), „heut hätt er a 20,30 Millionen mit“ (man rechnete damals noch gewohnheitsmäßig mit Kronen, die, durch die Inflation bedingt, im Jahre 1925 im Verhältnis 1 Million Kronen = 100 Schilling umgerechnet wurden). Bachler sollte dem Leithner beim sogenannten Ittererwald aufpassen. Als er dazu nicht zu bewegen war, hielt ihm Lechner verärgert vor: „Du bist ja viel zu faul, dass du gehen tatst!“

Eine weitere Mordabsicht Lechners richtete sich auf die Lehrerin Anna Pezzei von der Volksschule Penning, von Lechner als die „Penninglehrerin“ bezeichnet. Diese hole jeden Monatsersten persönlich ihr Gehalt von „4 Millionen“ (400 Schilling) beim Postamt Hopfgarten ab und benütze gewöhnlich den Abkürzungsweg durch den Wald. Lechner hat die Lehrerin nach Bachlers Aussage beim Postamt „direkt abgepasst“, wie sie ihr Monatsgehalt in Empfang genommen hat, und sei dann beschwörend zu Bachler gekommen: „Herrgott, geh aufi heut!“ Auf Bachlers Entgegnung, er kenne sie nicht (was gelogen war) und Lechner selbst gehen sollte („Geh decht du!“), meinte Lechner: „Wenn i grad Zeit hätt!“

Nach Bachlers Schilderungen war es stets Lechner, der ständig vom Anzünden und Morden sprach. Und weil Lechner wegen der fast alltäglichen Gasthausbesuche immer wieder in Geldnot war, borgte er sich gelegentlich von Bachler, der kaum in Gasthäusern verkehrte, kleine Beträge aus. Bei den Gasthausbesuchen machte Lechner auch jene Beobachtungen, die spontan zu Mordabsichten führten, wobei allerdings Bachler die Taten ausführen sollte.

Ein von Lechner bestimmtes Mordopfer war auch der Landbriefträger Josef Miele, der speziell am Monatsersten Geld zuzustellen hatte, aber nicht ungern in Gasthäusern verweilte. Bachler hätte dem Miele nach Lechners Anweisungen in der Früh beim Grafenweg aufpassen, ihn erschlagen oder erstechen und des vermutlich mitgeführten Geldes berauben sollen. Das war dem Bachler, der von Lechner sehr oft bedrängt wurde, am helllichten Tag einfach zu riskant. Dem Bachler wäre es lieber gewesen, wenn Lechner selbst die Tat ausgeführt hätte; er meinte später, dass Lechner dazu zu feig war. Lechner sagte zu Bachler, es sei „nicht gegangen“, weil die Kellnerin dahergekommen sei, denn sie müsse im gegenüber befindlichen Bierkeller das Bier holen....

Die ortsbekanntesten Viehhändler, unter ihnen Stefan Schroll, hatten die Aufmerksamkeit Lechners besonders auf sich gezogen. „Herrgott, dös warn Schware“ (Leute, die viel Geld haben), „soll ich ihn net dawürgn, wenn er in den Abort geht?“ Auf diese Weise machte sich Lechner immer wieder stark, um Bachler zur Ausführung zu animieren.

Unter den vielen Genannten, die nach den Ideen Lechners umgebracht und ausgeraubt werden sollten, befand sich auch der Bürgermeister und Ziegeleibesitzer Josef Müller. Man müsste ihn aber in seinem Haus, wo ziemlich viel Geld zu vermuten sei, aufsuchen, denn wenn er fortgeht, habe er höchstens 60, 70 Schilling mit.

Im Nachhinein wurde der Aufenthalt Lechners und Bachlers im Zillertal und in Vorarlberg zeitlich genau überprüft, denn man müsste vom Beispiel des Überfalles auf den Kummerlandbauern Johann Schösser bei Zell am Ziller ableiten, dass überall, wo die beiden Kumpane Aufenthalt genommen hatten, irgendwelche Delikte vorgekommen sind. Der Überfall auf Schösser war der Gendarmerie seinerzeit nie gemeldet worden, sondern ausschließlich durch die Vernehmung Bachlers zur Kenntnis des Gerichtes gelangt.

Es war ja auch zu beachten, dass Lechner und Bachler immer wieder zusammengefunden hatten. Und wie sie nachträglich angaben, drehten sich die Gespräche stets um die Beschaffung von Geld durch Überfälle. Lechner hatte auch fast immer irgendein Schlagwerkzeug („Knipfl“) bei sich. So wollte er gemeinsam mit Bachler, als sie in der Gegend von Rankweil mit Mastensetzen beschäftigt waren, einen Ingenieur, der die Lohnauszahlung zu besorgen hatte, berauben. Und im Herbst 1929, als sie beide bei einem Zementwerk in Lorüns arbeiteten, hatte Lechner ein Schlageisen vorbereitet, um damit Leute zu erschlagen und zu berauben. Zu Taten kam es aber nicht, weil Lechner krank wurde, wegen einer Blinddarmoperation vom 28.9. bis 11.11.1929 im Krankenhaus Bludenz war und schließlich geschwächt nach Hopfgarten reiste. Dort bekam er im Frühjahr 1930 in der Ziegelei Müller kurzfristig eine Arbeit, wurde aber bald wieder entlassen.

### **Im Itterdörfel und in Westendorf**

In den Jahren 1930 und 1931, als Lechner und Bachler in Hopfgarten die verschiedensten Pläne schmiedeten, war auch davon die Rede, dass das Itterer Dörfel

In Flammen aufgehen sollte. Es würde damit von Hopfgarten abgelenkt werden, die Feuerwehr hätte keine Aussicht, einen solchen Großbrand zu löschen, und zum Inntal hinaus würde ein gewaltiges Feuer sichtbar werden....

Lechner war in diesen Jahren auch Mitglied der Hopfgartner Theatergruppe, die einmal in Westendorf eine Vorstellung gab. Diese Gelegenheit benützte er, um sich die örtlichen Verhältnisse anzusehen, und Bachler, der früher beim Manhartnerbauern in Westendorf bedienstet war, konnte sich die Absichten des Lechner leicht vorstellen: „Z`Westendorf obm, da wars halt günstig, da gang a ganze Front dahin, da warn vafluachte Hütt n obm, und überhaupt z`Manhartn, wo du gwesn bist, do gangs auf dö Kirch hin ...“

Es war aber doch nur beim Gespräch geblieben.

### **Aufruf an die Bevölkerung**

Nach dem Mordfall Kruckenhauser war die Bevölkerung von Hopfgarten auf lange Zeit sehr beunruhigt. Auch Bürgermeister Josef Müller, Besitzer der Hopfgartner Ziegelei, machte sich große Sorgen. Sein „Aufruf an die Bevölkerung von Hopfgarten und Umgebung“, jegliche Anhaltspunkte über das furchtbare Verbrechen der Gendarmerie zu melden, kann weder Gerüchte noch Klatsch unterbinden. Die im Zusammenhang mit den Erhebungen getroffenen Maßnahmen haben unvermeidlich zur Folge, dass unter der Bevölkerung das Misstrauen wächst. Es kursieren immer neue Meinungen, Halbwahrheiten und Legenden, so dass niemand mehr recht weiß, was man noch glauben kann.

Diese Situation war so richtig nach dem Geschmack des verschlagenen Lechner, der zu jeder vorherrschenden Stimmung und Meinung den passenden Kommentar anbrachte. Im Übrigen fand er es vorläufig für ratsam, nichts Aufregendes zu unternehmen. Einige „kleine Sachen“, die er gelegentlich drehte, erscheinen angesichts der ungeklärten schweren Verbrechen kaum erwähnenswert. Für die Bosheit dieses Übeltäters mag eine kleine Begebenheit bezeichnend sein:

Einmal traf er auf der Straße einen betrunkenen Marktfahrer an, dem er auf dem Wege zu seiner Unterkunft Hilfe leistete. Bei dieser Gelegenheit entwendete er ihm die Geldtasche mit etwa 7 Schilling. Am nächsten Tag ließ er sich von dem Mann für die Hilfeleistung noch ein Bier bezahlen...

Der Fasching des Jahres 1931 sollte der Auftakt zu einer größeren Brandserie werden.

### **Die Pflichten des Nachtwächters**

Man kann annehmen, dass man sich im Markt Hopfgarten seit Jahrhunderten eines Nachtwächters bedient hat. Ein sicherer Beweis, dass dies der Fall war, ist im Gemeinderatsprotokoll vom 20.1.1882 enthalten: „Johann Steiner wird als Polizei- und Gemeindediener angestellt. Er muss auch die Lampen anzünden, das Totengräbergeschäft und den Nachtwächterdienst verrichten.“ (Aus der Heimatchronik „600 Jahre Markt Hopfgarten“ vom Jahre 1962). Mit Beschluss vom 24.4.1882 wurde eine Nachtwächterverordnung (Stundenausrufung usw.) erlassen. Es bedarf wohl keiner Erläuterung, dass die von der Marktgemeinde abgestellten

Nachwächter das Vertrauen der Gemeindeväter besitzen mussten, es waren zweifellos Männer, die nüchtern, verlässlich und autoritätsbewusst waren.

Im Gerichtsort Hopfgarten wurde 1850 auch ein Gendarmerieposten mit vier Gendarmen errichtet. Diese hatten sich aber mit ortspolizeilichen Belangen nicht zu befassen, sondern in einem weitausgedehnten Bereich (zuerst im Großteil des Brixentales) für die Sicherheit der Bevölkerung Sorge zu tragen. Ihre Aufgaben waren also die Bekämpfung der Kriminalität, die vorbeugenden Maßnahmen durch Kontrollen der vielen durchs Land ziehenden Handwerksburschen, Zigeuner, Deserteure, aus Strafanstalten Flüchtige, Einbrecher, Räuber usw. War es aber in Orten, wo ein Gemeindevachmann oder Nachwächter angestellt war, zu einem Gerichtsdelikt gekommen, war man natürlich sehr auf Beobachtungen und Aussagen des beeideten Mannes angewiesen.

In der Reihe der von der Marktgemeinde Hopfgarten angestellten Nachwächter und Gemeindepolizisten befand sich wohl der Tischlermeister Alois Leithner in der übelsten Lage. Der vielbeschäftigte und um eine ordentliche Existenz bemühte Tischlermeister stand ab 1929 – ebenso wie die in der benachbarten Fronfeste etablierten Gendarmen – unter einem kaum beschreibbaren Erfolgszwang. Die Gemeindeführung befasste sich wiederholt etwas skeptisch mit der Frage, ob der Polizei- und Nachwächterdienst gewissenhaft und in dem von der Gemeinde bestimmten Umfang verrichtet wird. Man arbeitete konkrete Anweisungen aus, unternahm einiges, um die tatsächliche Durchführung auch kontrollieren zu können und bestellte zu diesem Zwecke mit Beschluss vom 11.4.1930 drei Kontrolluhren, von denen je eine beim Höger, bei der Penzsäge und beim Klemm angebracht wurde. Hier musste der Gemeindepolizeimann mit einem Steckschlüssel nachweisen, dass er tatsächlich zur vorgeschriebenen Zeit unterwegs war. Der gutwillige Mann ließ sich allerdings gelegentlich vertreten: Von seinem forschen, schneidigen Ziehsohn („Bubi“) Alois Lechner, der ja ohnehin über alles Bescheid wusste ...

### **„Beim Feuerwehrball muss es brennen“**

Die Hopfgartner sind ein lebenslustiges Volk. Auch im Fasching des Jahres 1931 ist der Tanzeifer groß, und die Tanzmusikanten haben eine schwere Zeit. Alois Lechner spielt in der Tanzmusik das Flügelhorn. Aber es wird ihm auf die Dauer zu fad.

„Mir derbarmt scho die Pappn“, erklärt er vor dem auf den 16. Februar 1931 angesetzten Feuerwehrball dem Clementi, den er bedrängt, nach der Mitternachtspause irgendwo „hineinzufuchteln“, es sei ja gleich wo, aber grad, dass es einen Wirbel gibt und er, Lechner, nicht mehr Tanzmusik spielen braucht.

Clementi entschließt sich, dem Lechner den Gefallen zu tun. Er begibt sich nach der Mitternachtspause zu dem Gasthaus „Traube“, wo der Ball stattfindet, naheliegenden Gasthaus „Strasserwirt“ des Gottlieb Fuchs, wo er bei einem aufgeschichteten Holzhaufen eine Kiste mit Holzwolle in Brand steckt. Als er erst kurze Zeit wieder in der Gaststube ist, heißt es plötzlich „brennen tuets!“

Nun ist der Lechner wieder in seinem Element. Er bläst mit seinem Flügelhorn schmetternd Alarm und eilt mit den Ballgästen zur Brandstelle. Dort ist das Feuer, bevor es sich entwickelt hat, bereits gelöscht worden. Lechner bedauerte nachher im

Gespräch mit Clementi sehr, dass der Brand so früh wahrgenommen worden war. Immerhin war der von ihm angestrebte „Wirbel“ gelungen, denn der Ball wurde kaum mehr fortgesetzt.

Im Gespräch mit Bachler bemerkte Lechner: „Clementi hat sich nicht recht getraut, aber ich hab ihn dann doch dazu gehusst. Es ist zum Teufelholen, dass die Leut das Feuer so geschwind bemerkt haben.“ Und vor dem Schwurgericht betonte Lechner selbstbewusst: „Beim Feuerwehrball muss es brennen!“ Auf das Warum des Vorsitzenden erklärte er boshaft: „Weil es etwas Schönes ist.“

### **Clementi im Alleingang**

Einige Wochen später, am 13. März 1931, entschließt sich Clementi, im Alleingang ein „Licht!“ – wie sich die drei Brandstifter ausdrückten – anzuzünden, um damit die beiden anderen zu überraschen. Er hat es auf den Stadel des Kleinbauern Paul Köfler abgesehen. Dieser mit Streu und Stroh angestopfte Stadel befindet sich oberhalb des Spitals an jener Wegstrecke, wo weiter oben vor einem Jahr von Lechner der „Mödlinger-Stadel“ in Brand gesteckt worden ist. Clementi kann sich nun daran erinnern, dass ihm Lechner einmal im Vorbeigehen gesagt hat, „das wäre auch ein Stadele zum Einizünden.“

Clementi verwendet, wie er es von Lechner gelernt hat, eine Kerze, steckt sie in die Streu, zündet sie an und begibt sich nach Hause. Als es bald darauf Sturm läutet, „ist mir ganz schiach wordn, weil i glaubt hab, dass auch das Spital mitgegangen ist“, gibt Clementi vor Gericht an.

Tatsächlich hieß es zuerst, dass das Spital brenne; denn das Feuer, das im Stadel eine hervorragende Nahrung fand, lag vom Markt aus gesehen in der Sichtrichtung zum Spital.

Lechner spielte wieder einmal den einsatzfreudigen Feuerwehrmann, aber die Feuerwehr konnte nichts mehr ausrichten. Am nächsten Tag lobte er den Clementi:

„Gell, wie das lustig ist; wenns auch nur ein Stadel war, wir werden schon noch ganz andere Hüttn niederheizen.“

Bei der gerichtlichen Vernehmung kann sich Lechner nicht mehr daran erinnern, den Clementi zu dieser Brandstiftung aufgefordert zu haben: „Zum Anzünden von Stadln hab ich nie geraten; das war mir zu wenig. Abgeraten hab i bestimmt a nit.“

### **Totalschaden auf dem Penningberg**

Drei Tage später, am 16. März 1931 um 20.30 Uhr, brach im Bauernhaus „Schusterhäusl“ am Penningberg des Anton Schipflinger ein Brand aus. Das gesamte aus Holz gebaute Haus und Wirtschaftsgebäude wurden in vier Stunden vollkommen eingeäschert. Eine Löschaktion war wegen des Wassermangels nicht möglich. Man stellte fest, dass das Feuer in der Heutenne ausgebrochen ist. Der Brandschaden war nur zur Hälfte durch die Versicherung gedeckt, wozu allerdings noch die während der Inflationszeit aktivierte „Naturalversicherung“ kam. Die Bewohner konnten sich nur notdürftig aus dem plötzlich brennenden Haus retten. Wäre der

Brand in der Nacht ausgebrochen, hätten die Leute sich in einer schrecklichen Gefahr befunden.

Es war diesmal Bachler, der den Brand mit Hilfe einer kurzen Kerze gelegt hatte. Er handelte im Auftrag des Lechner, den er auf dem Wege zur Musikprobe kurz begleitete. Lechner hatte ihm aufgetragen, den in der Nähe des Brandobjektes gelegenen Hinterblaicknerhof anzuschüren, weil er auf diesen Bauern seit langem eine Wut hatte. Auf dem schattseitig gelegenen Penningberg war jedoch zu dieser Zeit noch ziemlich viel Schnee vorhanden. Und Bachler wollte nicht durch den Schnee waten, auch der Spuren wegen.

Der Weg zum Penningberg, ein ziemlich steiler, kurviger Fuhrweg, führt nahe beim Schusterhäusl vorbei. Da Bachler auf jeden Fall einen Brand legen wollte und das Bauernhaus Hinterblaickner schwer erreichbar war, wurde vorerst ersatzweise das Bauernhaus „Schusterhäusl“ angezündet. Bachler vertrat im Gespräch mit Lechner öfter die Ansicht, dass es einfacher sei, Bauernhäuser anzuzünden. Lechner wünschte aber, dass der ganze Markt auf einmal brennen würde, „damit die Feuerwehr auch noch davonspringen müsst“.

Beim Brand des „Schusterhäusl“ vermutete man Brandlegung, ohne einen bestimmten Beweis ermitteln zu können. Ein Gendarm fand am nächsten Tag in der Umgebung des Brandobjektes im Schnee Spuren. Lechner brachte es zuwege, den Gendarmen bei der Spurensuche mitzuhelfen, worüber er sich nachher besonders boshaft freute.

### **Brand beim Kupferschmied**

Am 19. März 1931, also nur drei Tage später, brannte es zur Abwechslung wieder im Markt. Gegen 8 Uhr abends machte der Sparkassenbeamte Alois Höck auf dem Heimweg die Wahrnehmung, dass es in der Streuschupfe beim „Kupferschmied“ brenne. Er schlug sofort Alarm, und so konnte das Feuer von Nachbarn und Feuerwehrmännern gelöscht werden, bevor es zu einem Schaden kam. Für die zusammengebauten Häuser bestand aber eine enorme Gefahr. Wenn diese einmal brannten, konnte der ganze Markt in Flammen aufgehen. Der amtliche Bericht brachte die Überzeugung zum Ausdruck, dass „offensichtlich Brandlegung vorliege, jedoch bezüglich der Täter nichts in Erfahrung gebracht“ werden konnte.

Lechner gab diese Brandlegung unumwunden zu: „Ich ging mit Bachler spazieren. Als wir beim Kupferschmiedstadel vorbeigingen, sagte ich zu Bachler: `Du, paß a bißl auf, i schau grad da in die Hüttn eini, ob si nix machen lasst, i glaub, da wär a rechts Loch.` Dann zündete ich in der Schupfe gleich an. Anschließend begaben wir uns in das Gasthaus Krone. Bald hieß es, dass es bei der Kupferschmiede brennt.“

Lechner machte sich wieder als Feuerwehrmann wichtig. Für seine Hilfe bekam er am nächsten Tag von der Besitzerin einen Schnaps. Das legte er boshaft so aus, dass er für das Anzünden belohnt wird.

Im Gespräch in Gasthäusern gaben sich Lechner und Bachler recht ungeduldig, dass diese Brandstifter endlich erwischt werden sollten. Und Lechner trumpfte auf: „Die sollten einmal mich anstellen zum Aufpassen, möchte sehn, ob ich die nicht bald erwisch!“

Unweit der Brandstelle wurde oberhalb des Weges im Schnee eine Schuhspur festgestellt, die offenbar von einer laufenden Person hinterlassen worden war. Die Spur hatte ein markantes Kennzeichen, das von einer Reparatur an einer Schuhsohle herrührte. Ein von der Gendarmerie hergestellter Gipsabdruck sollte für spätere Vergleiche und Beweise verwendet werden.

Als die Gendarmen bei ihrer Arbeit waren, befand sich Bachler unter den interessierten Zuschauern. Und der Schuhmacher Anton Clementi hätte gewusst, wer die Schuhsohle repariert hatte und – was kriminalistisch besonders wichtig gewesen wäre – wer der Träger der Schuhe mit der hinterlassenen Spur war....

In dieser Gegend im Nahbereich von Lechners Vaterhaus versuchte sich hauptsächlich Lechner als Brandstifter. Wenn ihm die meisten Anschläge auch nicht wunschgemäß gelangen, so interessierte er sich doch dafür, wie die Leute reagierten. Hinsichtlich der Brandstiftung beim Kupferschmied ärgerte er sich nachträglich über eine Zeugenaussage, die nicht den Tatsachen entsprach: „Der Oberschweizer hat bei der Gendarmerie angegeben, dass er einen Mann herunterlaufen gesehen hat. Ich sage aber, dass dies nicht richtig ist, denn ich und Bachler sind in die andere Richtung gelaufen und nicht dort, wie dies der Oberschweizer angegeben hat.“

Im Zusammenhang mit den misslungenen Brandstiftungen im Marktbereich wurde die Bevölkerung zunehmend in Furcht und Unruhe versetzt. Die drei Brandstifter waren wirklich gleichsam mit dem Zündholz in der Hand spazieren gegangen, gemeinsam oder allein, wie es sich jedenfalls ergab.

Später wurden bei verschiedenen Objekten im Markt offensichtliche Spuren von Brandstiftungen wahrgenommen, wie bei der Bäckerei Farbmacher, beim Schuhmachermeister Basilius Salcher ...

### **Der Brandstifter als Feuerwache**

Einen Monat später, am 24. April 1931 um ungefähr 23.30 Uhr, brach im Werksraum der Ziegelei Müller ein Brand aus, der aber vom Heizer Heinrich Schopper vorzeitig bemerkt wurde. Als sein Versuch, das Feuer selbst zu löschen, misslang, alarmierte er die im Bereich der Fabrik wohnhaften Leute. Bald war auch die Feuerwehr da. Es war höchste Zeit, weil die Flammen schon gegen das Dachgebälk schlugen.

„auch bei diesem Brand dürfte Brandlegung in Frage kommen“, heißt es amtlich. „Als einigermaßen der Tat verdächtig“ wurde ein ehemaliger Fabrikarbeiter in Haft genommen.

Das Motiv zu solcher Brandlegung war ja wirklich nicht zu enträtseln. War der Täter ein Narr? Hatte er den Drang zu einem Racheakt? War er ein Pyromane, ein Feuersüchtiger?

„Die G'schicht hab i allein gemacht“, gibt Lechner hierzu dem Gericht beinah stolz an und erläutert, er habe das Feuer aus purer Hetz in der Absicht gelegt, dass die ganze Fabrik in Flammen aufgehe.

Lechner war an diesem Abend mit Clementi unterwegs. Er begab sich in den zum Trockenraum führenden Gang, stieg auf eine Kiste und zündete mit einem Streichholz die in einem Verschlag unter dem Trockenraum liegenden Papierzementsäcke an. Hierauf lief er gegen das Gasthaus „Badl“ und von dort zur Kirche. „Zum Laufen bin ich flink gewesen“, meinte Lechner auf die Frage des Vorsitzenden, ob er nicht Angst gehabt habe, entdeckt zu werden.

Lechner und Clementi kamen mit der Feuerwehr zum Brandplatz und wurden vom Fabrikbesitzer schließlich sogar als Feuerwache angestellt, wobei jeder zehn Schilling bekam. Die Fügung, dass ausgerechnet der Brandstifter als Feuerwache angestellt und dafür auch noch entlohnt werde, belustigte Lechner über alle Maßen. Er lachte hierüber auch noch im Gerichtssaal und meinte dazu: „A große Hetz is es gewesn. Was mi nix angangen is, ist für mi a Hetz gwesn. Die andern Leit warn mir gleich.“

### **Die von Clementi erlogene Brandstiftung**

Es wurde bereits erwähnt, dass im Verlaufe der „schrecklichen Jahre“ auch Brände vorgekommen sind, deren Ursache nicht geklärt werden konnte, sodass man nach der Verhaftung der „drei Teufel“ Klarheit erhalten wollte, ob Brandlegungen erfolgt waren.

Ein für die Ermittlung der Brandursache recht eigenartiger Fall war der Brand des Bucherhauses in der „Kühlen Luft“ in Hopfgarten-Markt:

Am 6. Juni 1931 um 1.30 Uhr nach Mitternacht brannte das sogenannte Bucherhaus in der „Kühlen Luft“, einer damals aus wenigen Häusern bestehenden Siedlung links der Brixentaler Ache. In dem alten Holzhaus wohnten der Hausbesitzer Heinrich Lingg und vier Familien mit insgesamt sieben Kindern. Sie alle befanden sich bei dem nächtlichen Brand in großer Gefahr, weil das Feuer so rasch um sich griff. So konnten die Hausbewohner nur einige Kleidungsstücke retten. Die Feuerwehr musste sich darauf beschränken, die Nachbarobjekte davor zu schützen, dass auch sie vom Schadenfeuer ergriffen wurden. Der Hausbesitzer war zwar versichert, nicht aber die Mietparteien, die alles verloren. Man vermutete Brandlegung, konnte aber auch ein anderes Versagen nicht ausschließen. Nach der Verhaftung der drei Verbrecher wurden diese auch zum Brand des Bucherhauses vernommen. Da gab es nun einige Schwierigkeiten, denn Bachler hatte, solange Clementi noch nicht verhaftet war (Clementi war erst am 29. Juli 1933, also fast fünf Wochen nach Lechner und Bachler, verhaftet worden), eingestanden, dass er, Bachler, es war, der diesen Brand und auch den Brand beim sogenannten Krapfstadel gelegt habe. Bachler hatte die beiden Brandlegungen auf sich genommen, um Clementi zu decken. Lechner und Bachler waren wirklich überzeugt, dass Clementi das Bucherhaus angezündet hatte. Als dann auch Clementi in Haft war, sah sich Bachler veranlasst, das Geständnis hinsichtlich der Brandlegung am 13. März 1931 (Krapfstadel) und 6. Juli 1931 (Bucherhaus) zu widerrufen. Clementi gab zwar zu, den Stadel angezündet zu haben, bestritt aber die Brandlegung beim Bucherhaus. Dazu Bachler: „Mir hat der Clementi erzählt, dass er diesen Brand gelegt habe; wenn er es nicht getan hat, so müsste er sich direkt in den Sack gelogen haben ...“



*Brand im alten Wohnhaus des Heinrich Lingg in der Fraktion Kühle Luft am 6.6.1931  
Brandursache ungeklärt, jedoch hatte Clemente gelogen, dass er der Brandstifter war)*

Clementi hatte den beiden Kumpanen tatsächlich „vorgemacht“, also sie belogen, dass er den Brand gelegt habe, und zwar habe er ein Feuerzeug gefunden, sei beim Bucherhaus (Lingghaus) über eine Leiter hinaufgestiegen und habe im hinteren Hausteil alte Hadern angezündet. Dann habe er sich verdrückt. Als er zu Hause im Bett war, sei Feueralarm geblasen worden, und er habe als Feuerwehrmann bei der Löschaktion mitgewirkt. Am nächsten Tag habe er im Gespräch mit Lechner und Bachler herausbekommen, dass keiner der beiden den Brand gelegt hat. Nun kam Clementi auf die Idee zu behaupten, dass er es gewesen sei. Warum eigentlich? Clementi war von Lechner und Bachler schon längere Zeit aufgefordert worden, dass er nun wieder einmal „a Feuer!“ zu machen hätte, und auf diese Weise habe er die beiden mit einer gelogenen Brandlegung zufriedengestellt ...

### **Bachler zündet das Petereranwesen an**

Am 3. Juli 1931 um 23.30 Uhr brannte das Petereranwesen zu Lindrain vollkommen nieder. Das Feuer hatte sich, wie das bei alten, von verstaubten Spinnweben verhangenen Scheunen erklärlich ist, explosionsartig rasch verbreitet. Die Inwohner, von der harten Erntearbeit müde, konnten sich nur notdürftig gekleidet retten. Ein Schwein und 45 Hühner kamen in den Flammen um. Das Pferd ging nach einigen Tagen ein. Der Besitzer, Josef Ehammer, war so niedrig versichert, dass man zweifeln müsste, ob er mit dem Wiederaufbau beginnen kann. Er war zum Großteil auf die Naturalversicherung angewiesen, deren Leistungsvermögen und – Wille damals schon sehr in Frage gestellt war.

Die Feuerwehr des Marktes stand vor einem aussichtslosen Problem. War es doch schon schwierig, den Weg auf den Lindrain, der nur ein gewöhnlicher Bauernfuhrweg war, zu überwinden, so konnte man nur daran denken, die drei Nachbargehöfte zu schützen. Der „Lindrain“ ist ein sonnseitig gelegenes Plateau am Fuße der Hohen Salve. Eine schöne Höhenlage gegenüber dem Gruber- und Glantersberg, dem Tal gegen Kelchsau und dem ausgedehnten Penningberg. Man kann sich vorstellen, welch schauerliches Bild der weiten Umgebung in dieser Mondnacht geboten wurde.

Der Brand war Bachlers Werk. An diesem schönen Sommerabend befanden sich Lechner und Bachler auf einem Spaziergang. Lechner musste zur Musikprobe. Er meinte zu Bachler, dass man wieder einmal ein „Licht!“ sehen sollte. Dann gab er ihm Zündholzer und wies ihn auf den Lindrain, wo mehrere Gehöfte beisammenstehen. Zu dieser Zeit war Lechner sehr bestrebt, immer ein lückenloses Alibi zu haben; denn es wurde sehr oft davon gesprochen, dass ein Feuerwehrmann der Brandstifter sein könnte. Da hieß es also „höllisch“ aufpassen.

Bachler ließ sich diesmal Zeit. Er wartete ab, bis die Leute verlässlich schlafen gegangen waren. Dann schlich er sich an die Objekte heran. Beim Peterer sah er eine günstige Gelegenheit: die hinter der Scheune angebaute Streuschupfe. Hier entfachte er den Brand. Dann begab er sich in den Wald, wo er sich unter einem Baum versteckte und dabei sowohl den Brand als auch die vom Markt kommende Feuerwehr beobachten konnte. Als die Helfer angerückt kamen, gesellte er sich zu ihnen. Eigentlich war dies etwas zu früh, wie ihm in den Sinn kam. Am Brandplatz traf er Lechner, der meinte, dass auch die anderen drei Höfe brennen sollten.

Lechner war, wie er vor Gericht bei der Behandlung des Falles offen darlegte, mit Bachler nicht immer zufrieden: „Ich muss sagen, auf den Bachler hat man sich nicht verlassen können. Wenn er gesagt hat, heut geht er anschüren, so ist gewiss nichts gewesen. Erst in ein paar Tagen hat es dann brennt.“

Im Zusammenhang mit den rund um den Markt angezündeten Bauernhäusern entwickelte Lechner seinen beiden Komplizen gegenüber seinen Plan, wie man es am tollsten machen sollte: Es müsste einer oben am Berg anzünden, und wenn dann dort die Feuerwehr bei der Arbeit ist, sollte ein anderer den Markt anschüren ...

Bei der Rettung der Haustiere haben die Brandleger gelegentlich tatkräftig mitgewirkt. Lechner begründete das so: „Die Leut können davonlaufen, das Vieh nicht, das muss ausgelassen werden, weil es angehängt ist.“ Und Bachler: „Weil wir die Leute auch so umgebracht haben, war es uns gleich, ob sie bei einem Brand umkommen.“

Warum eigentlich angezündet wurde und ob sie nicht an den Schaden gedacht haben, wurden die Brandstifter bei der Verhandlung öfters gefragt. Bachler: „Ich weiß nicht warum. Lechner hat einen Freud´ gehabt, wenn viel z´grund gangen ist und die Leut herumgelaufen sind. Er hat immer gesagt: Wie mehr, wie viel.“ Und Lechner: „Ich hab mi gefreut, wenn sich niemand in das brennende Haus hineintraut hat, ich bin dann in die brennende Hütt´n hinein, und dann hat´s g´heißen, `der `Lechner hat a Schneid`. Ich hab mich auch mit dem Strahlrohr fotografieren lassen.“



*Brand beim Petererbauern am Lindrain am 3.7.1931, Totalschaden*

Es wurden später tatsächlich Fotos gefunden, auf denen Lechner in Feuerwehruniform und in der Pose des schneidigen Brandbekämpfers, das Strahlrohr zielgerichtet in den Händen, dargestellt ist. Ein solches Bild vom Feuerwehrmann Lechner hatte Clementi in seinem Fotoalbum; es hatte auf der Rückseite Alois Lechners Widmung: „Zur Erinnerung an deinen Freund Lois.“

Eine andere Aufnahme bezog sich auf eine gestellte Raufszene, bei der Lechner mit einem Stichmesser in der Hand seinen Widersacher (dargestellt von Bachler) verbissen bekämpfte. Zu den Aufnahmen bekannte sich Clementis Cousin Franz Poller, der Lechners Geltungssucht nur als Gaudi betrachtete.

Die beiden Motive – Lechner als Brandbekämpfer und Messerheld – konnten vor der Aufklärung der Morde und Brandlegungen natürlich als „Theater“ aufgefasst werden; später stellte man Überlegungen an, ob daraus nicht schlüssige Hinweise zu ziehen gewesen wären. Ja, später konnte sich die Bevölkerung an vieles erinnern ...

Aber zum Zeitpunkt der beschriebenen Ereignisse hatte man wirklich viele Sorgen. So waren beim Brand des Petereranwesens die beiden Nachbarobjekte Haas und Kainrathen in großer Gefahr, vom Schadenfeuer ergriffen zu werden. Außerdem war man ehrlich froh, wenn viele hilfreiche Hände eifrig dabei waren, zu retten, was noch zu retten war. Lechner war beim Brand des Petererhofes sogar um die Milch-

zentrifuge bemüht....Auch Clementi tat fleißig mit. Er stand einsatzfreudig in der langen Reihe von Helfern, die die mit Wasser gefüllten Kübel weiterreichten, um den Nachbarhof Kainrathen vor dem Übergreifen des Feuers zu bewahren.

### **„... und zu Vorderblaicken“**

Sechs Wochen später, am 17. August 1931 um 20.30 Uhr, brach im Bauernhaus Vorderblaicken am Penningberg Feuer aus, dem das ganze Gebäude zum Opfer fiel. Der Bauer befand sich auf einer Alpe im Windautal. Es war nur die Bäuerin Magdalena Ager zu Hause. Das Vieh konnte bis auf einige Hühner gerettet werden. Die Ernte verbrannte. Auch dieser Hof war sehr niedrig versichert, und die Naturalversicherung war zu dieser Zeit schon in Frage gestellt. Es wurde wieder Brandlegung vermutet, aber etwas „Sachdienliches“ war nicht in Erfahrung zu bringen.

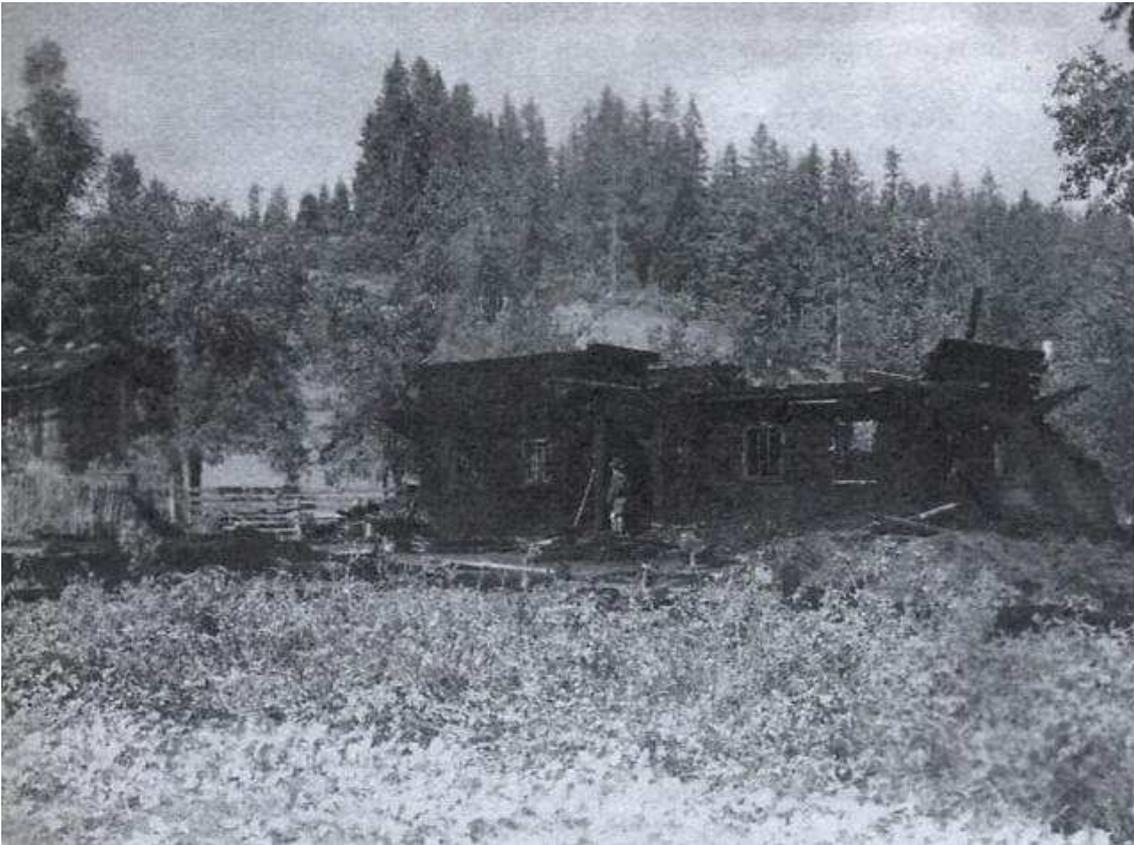
Auch diesmal war Bachler der Brandstifter. Lechner hatte ihn beauftragt, das Hinterblaickneranwesen des Bauern Niedermoser anzuzünden. Schon einmal hätte Bachler dieses Bauernhaus anzünden sollen, doch steckte er ersatzweise das „Schusterhäusl“ in Brand.

Diesmal hatte Bachler die feste Absicht, dem Auftrag des Lechner zu entsprechen. Er holte sich von zu Hause Zündhölzer und schlich über den Abkürzungsweg an das Hinterblaicknerhaus heran. Vom Markt aus ist der Weg ja ziemlich kurz. Bachler wurde aber enttäuscht: Er konnte beim Hinterblaickner kein „Loch“ finden, weil jedes Tor oder Türl versperrt und alles wie zugenagelt war. „Damit i nit umsonst aufi bin“, wie er dann bei Gericht angeben wird, begab er sich zum Nachbarhof, dem Vorderblaickenanwesen. Dort fand er bei der Scheune einen vollkommen trockenen Streuhaufen. Der brannte sofort. Im nahen Wald unter einem Baum versteckt, sah er schon nach etwa fünf Minuten einen mächtigen Brand. Zischen, Krachen, Hilferufe und gleich darauf vom Markt der Feualarm. Man konnte mit viel Mühe das Vieh befreien. Als schon ziemlich viele Leute am Brandplatz waren, kam auch Bachler an: Scheinbar mit letzter Kraft laufend und keuchend, den Hut in der Hand. Lechner war bereits da. Ein schneidiger Feuerwehrmann, bald ganz rußgeschwärzt und eifrig dabei, zu retten, was noch zu retten war. Es bereitete ihm allerdings nachträglich einige Freude, dass er sich dabei ein Stück Butter abzweigte. „Stimmt“, sagte er auf die diesbezügliche Frage des Vorsitzenden, „sonst verbrennt er eh, nimmst ihn gscheiter mit.“

Beim Brandeinsatz raunte Lechner im Vorbeigehen dem Bachler zu: „Haut schon!“ Am nächsten Tag machte er ihm aber doch Vorwürfe, warum nicht das Hinterblaickneranwesen gebrannt habe. Bachler rechtfertigte sich damit, dass es beim besten Willen nicht gegangen ist. Schade, es hätten beide Höfe brennen müssen, meinte Lechner.

Im Sommer des Jahres 1931 ereigneten sich auch noch andere Brände und Vorkommnisse, die zur allgemeinen Beunruhigung beitrugen, obwohl irgendwie durchsickerte, dass nicht alles auf das Konto der Brandstifter zu buchen war: Am 27. April nach Mitternacht brannte auf der Hohen Salve das Schutzhaus bis auf die Grundmauern nieder. Am 31. Mai 1931 wurde in der Kelchsau der Bergbauernhof „Zassl“, bald darauf, am 7. Juni 1931, ein Feldstadel des Bauernhofes „Urschla“ ein

Raub der Flammen, und am 10. August 1931 wurde von Kinderhand ganz oben auf dem Penningberg der „Hansler-Hof“ angezündet.



*Brand zu Vorderblaicken am Penningberg am 17.8.1931*

Am 23. August 1931 forderten alle Mitglieder der seit dem 26. Dezember 1923 in Hopfgarten-Land bestehenden Natural-Brandschadenversicherung die Auflösung dieser Selbsthilfegemeinschaft, weil man den so sprunghaft vermehrten Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte.

In Hopfgarten herrschte nun eine äußerst gespannte Stimmung. Die Gendarmerie wurde verstärkt. Der Feuerwehrausschuss hielt geheime Sitzungen ab. Und immer wieder die bange Frage: Ist der Brandstifter und Mörder ein harmloser Mitbürger aus dem Ort oder kommt er von Zeit zu Zeit von „draußen“, etwa aus der Gegend von Wörgl oder Kirchbichl? Wer soll wem trauen?

### **Lechner, der beleidigte Feuerwehrhornist**

Alois Lechner, der scheinbar tüchtige Feuerwehrmann und verlässlich bei den Musikproben anwesende Musikant, hatte auf den Feuerwehrkommandanten Konrad Steiner einen richtigen Zorn, denn Steiner war es offenbar nicht in den Sinn gekommen, den Lechner zum Feuerwehrhornisten zu bestellen. Auch dann noch nicht, als sich Lechner gleichsam als Fleißaufgabe einige Male als Hornist bewährt hatte, so beim Brand des Lehenstadels am 23. März 1929. Da war Lechner beim Brandausbruch bei der Musikprobe und hatte dem Brandstifter Bachler schon vorher versprochen, „wenn’s nacha brennat, aft pfnetschat i eini as Flügelhorn....“

Über die drei von Kommandant Steiner bestellten Feuerwehrhornisten Holzmann, Vötter und Graber konnte sich Lechner nur abfällig äußern – diese könnten das Horn nur tragen, aber nicht damit blasen, sie bringen keine richtigen Töne heraus.

Der Steiner Konrad, der sonst alles sieht und anschafft, aber dass ihm aufgefallen wäre, dass er, Lechner, schon einige Male zuerst Alarm geblasen habe....Ja, den anderen Hornisten werde er schon noch warm machen, dass sie vom Steiner geschmissen (abgelöst) werden und er ihn, Lechner, zum Feuerwehrhornisten bestimme.

Aber Steiner wollte keinen seiner drei Hornisten verdrängen, obwohl sich Lechner offensichtlich bewährt hatte. Schließlich – etwa um die Jahreswende 1932/33 – war Lechner so enttäuscht, dass er den Feuerwehrübungen fern blieb, weshalb ihn Steiner holen lassen wollte, um ihm endlich doch ein Horn zu übergeben. Aber Lechner war nach mehreren Jahren seines Bemühens so verärgert, dass er dem Kommandanten sagen ließ: „Ich brauch keines mehr!“ Steiner begegnete dem Trotz mit der Feststellung: „Und betteln tu i a neamb!“

### **Mord an Barbara Stöckl**

Die Bevölkerung von Hopfgarten steht unter dem nachhaltigen Eindruck der im Jahre 1931 vorgekommenen Brandserie. Es waren immerhin in diesem Jahr acht Brandlegungen, wozu noch andere Brände kamen, die manchmal nicht weniger Schrecken auslösten. Das besondere Unbehagen ergab sich aus der Tatsache, dass man sich das Motiv dieser Verbrechen überhaupt nicht erklären konnte. War es ein Pyromane, also ein „Feuersüchtiger“? Spielte der Mond eine Rolle? Am Abend des 11. Oktober 1931 senkt sich über Hopfgarten eine besonders dunkle Nacht. Dunkel nicht nur, weil zufällig Neumond ist. Es kommt an diesem von Finsternis beherrschten Abend ein dunkler Plan zur Ausführung, der von drei Verbrechern seit Wochen diskutiert worden ist.

Um 22.30 Uhr gibt es wieder einmal Feueralarm. Und wieder einmal gleicht der Markt einem aufgewühlten Ameisenhaufen. Vom steilen Hang oberhalb des Högergrabens leuchtet ein heller Feuerschein. Aus den Umrissen des Feuers kann man ersehen, dass es der Heustadel des Lehenbauern ist. Gott sei Dank nur ein Stadel, atmet man ein wenig auf; aber es besteht kein Zweifel, dass schon wieder Brandstifter am Werk gewesen sind. Schon eilen beherzte Männer zum Brandplatz. Es geht vor allem darum, vielleicht doch einmal dem Brandstifter begegnen zu können. Man äußert gegen ihn eine unbändige Wut. Als erster kommt der Schuhmachermeister Hans Peter beim brennenden Stadel an. Bald folgen ihm der „Pechlwirt“ Peter Wörgartner und einige seiner Gäste. Die durch die vielen Einsätze geübte Feuerwehr tut sich diesmal schwer: die Motorspritze versagt....

Auch der im Dienst schon sehr ergraute Postenkommandant Inspektor Oskar Burtscher, der sich eigentlich einen ruhigeren Ausklang der aktiven Dienstzeit vorgestellt hat und sich geradezu in einem Inferno sieht, kommt atemlos beim brennenden Stadel an. Dort ist man gerade dabei, mit einer Hakenstange das brennende Heu herauszureißen, um dem Feuer die Kraft zu nehmen. Die Hakenstange hat Anton Clementi vom Markt heraufgeholt, nachdem die Motorspritze versagte. Da stößt man auf einen schwarzen, rundherum schon stark verkohlten Klumpen. Ein zum Teil verbrannter Holzbrocken? Nach den Umrissen könnte es die

Leiche eines Menschen sein. Ja, es ist eine Leiche. „Reiß´man außa, den Schuft!“, ruft mit rauem Ton einer der Männer. Und mit ihm sind schlagartig alle Anwesenden überzeugt, dass es der Brandstifter selbst ist, der hier den Tod gefunden hat.



*Angezündeter Stadel, in dem Barbara Stöckl ermordet wurde (11.10.1931)*

Der stark verkohlte menschliche Körper wird aus dem Feuer gezogen und anschließend in die Totenkammer des Krankenhauses gebracht, wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde, dass der Brandstifter im brennenden Stadel tot aufgefunden worden ist. Dann beginnt die Kleinarbeit der Kriminalisten.

Vorerst kommt es auf die Feststellung des Gerichtsmediziners an. Der weit über die Landesgrenzen bekannte Leiter des Gerichtsmedizinischen Institutes in Innsbruck, Hofrat Dr. Meixner, hat es mit einem Fall zu tun, der noch Jahrzehnte später als Lehrbeispiel für studierende Mediziner dienen sollte. In seinem später erstatteten Sachverständigen-Gutachten heißt es:

„Die Leiche war höchst verändert, die Weichteile zu schwarzer Kohle verbrannt. Aus der Masse ragten die Stümpfe der weißen Knochen hervor, vom Schädel war nur noch ein Teil vorhanden. Der Hals war zerstört, die Brusthöhle aufgerissen, die Hände weggebrannt, die Eingeweide ziemlich gut erhalten. Im Heu haben wir künstliche Zähne gefunden, welche zur Identifizierung der Leiche einer Frau führten. Die Todesursache war nicht mehr festzustellen. Es lag von vornherein nahe, an einen gewaltsamen Tod zu denken, denn dieser Verdacht ist immer gegeben, wenn in einer Brandstätte ein Leichnam gefunden wird. Auch an ein Erhängen haben wir gedacht, schon wegen des Selbstmordverdacht. Es wurde von uns nach Resten eines Strickes gesucht, aber vergebens. Es war die Frage zu prüfen, ob der Tod im

Feuer erfolgte oder früher. Wir konnten nicht ausschließen, dass die Betreffende während des Brandes noch gelebt hat, längere Zeit hat jedoch das Leben nicht gedauert, sonst hätten wir Ruß im Hals und in den Lungen feststellen müssen. Das war nicht der Fall. Beim Würgen ist es gewöhnlich so, dass der Angegriffene nicht sofort das Bewusstsein verliert. Er setzt sich vielmehr auf irgendeine Art zur Wehr, und wir haben gehört, dass die Ermordete geschrien hat. Das ist zwar nicht übermäßig häufig, aber immerhin möglich.“

Die Kriminalisten standen nach diesem grauenhaften Fund vor einem unlösbar scheinenden Rätsel. Man konnte sich vorerst nicht vorstellen, welche Bewandnis der Brand des Stadels mit der darin aufgefundenen Leiche haben könnte. Erst am nächsten Tag wurde bekannt, dass die 33 Jahre alte Ziegelei-arbeiterin Barbara Stöckl aus Hopfgarten-Markt gegen 19 Uhr ihre Wohnung verlassen hat und seither vermisst ist. Der Gerichtsmediziner stellte fest, dass es sich bei dem aufgefundenen menschlichen Körper um die Leiche einer Frau handelt, die etwa 18 Wochen schwanger war. Als man schließlich in der Brandstatt die Zahnprothese der Barbara Stöckl fand, gab es keinen Zweifel mehr, dass sie es war, die im Stadel den Tod gefunden hatte.

Dann setzten mit allem Nachdruck die Ermittlungen ein: Die Bevölkerung wurde aufgerufen, alle geeigneten Wahrnehmungen der Gendarmerie zu melden. Nach den schrecklichen Vorkommnissen in Hopfgarten waren Bevölkerung und Ermittlungsorgane eines Sinnes: Es war wieder ein Mord. Aber warum sollte die arme „Stöckl-Wabi“, wie sie allgemein genannt wurde, ermordet worden sein? Sie war ohnehin schon reichlich vom Schicksal verfolgt, weil sie als Ziegelei-arbeiterin die einzige Verdiennerin für die greisen Eltern, den 83jährigen Vater, die 73jährige Mutter, dann für den Bruder und ihre eigene neunjährige Tochter war. „Arme Wabei!“, hieß es allgemein, und den armen Eltern wendete sich ein wirklich aufrichtiges Mitgefühl zu.

In Hopfgarten drehte sich indessen das Gespräch um ein Thema: Der Tod der Wabi konnte nur mit deren Schwangerschaft zusammenhängen. Und die schicksals-schwere Frage lautete: Mit wem wurde die Stöckl gesehen? Den eifrig nachforschenden Organen lieferte das Volk umfassende Wahrnehmungen, Vermutungen, Folgerungen, Kombinationen, Volkesstimme – Gottesstimme? Um einige Männer schloss sich der Würgegriff einer scheinbaren Indizienkette. Ein Maurergehilfe konnte sich bald aus den harten Maschen befreien. In einer schwierigeren Lage befand sich ein 46 Jahre alter pensionierter Offizier, der mit seiner Familie – Frau und zwei Buben – nach Hopfgarten zugezogen war. Der Mann strebte in seinem Müßiggang offenbar gewissen Abenteuern nach. Da er sich der anschlussfreudigen Bevölkerung gegenüber besonders steif gab, waren die Sympathien nicht auf seiner Seite, als die belastenden Details zusammengetragen wurden. Wenn ein Verdächtiger – wengleich aus anderen Beweggründen – im Verhältnis zur Schwere des Verbrechens unwesentlich Tatsachen leugnet, was liegt dann näher, als dass er das Verbrechen selbstverständlich auch in Abrede stellt? So wurde der aus dem südslawischen Raum der alten Monarchie stammende Weltkriegs-Offizier verhaftet und eingeliefert, weil er die ihn belastenden Gerüchte nicht widerlegen konnte.

Wengleich verschiedene Umstände auf ein Verbrechen hindeuteten, war es andererseits nicht von der Hand zu weisen, dass Barbara Stöckl Selbstmord verübt haben könne. Für diese Annahme sprachen mehrere Gründe: Ihre Niedergeschlagen

heit in den vergangenen Wochen, wie dies den Mitarbeiterinnen in der Ziegelei aufgefallen war; die Verheimlichung ihrer Schwangerschaft und das Verhältnis mit einem Mann; die traurigen Ermahnungen der neunjährigen Tochter gegenüber, der sie am Vortag das Lied „Üb´ immer Treu und Redlichkeit“ einlernte und mit der sie am letzten Nachmittag vor dem Tode einen Friedhofsbesuch unternahm, wobei ihr Verhalten fast wie ein Abschiednehmen anmutete; die große Überbelastung der Alleinverdienerin; die Lage der Leiche im Stadel, wonach der Kopf nahe an der Wand des aus Rundstämmen bestehenden Bauwerkes lag, so dass daraus der Schluss auf ein Erhängen naheliegend war.

Trotz dieser Erwägungen wurde amtlich der „Verdacht des Mordes und der Verwischung von Spuren“ angenommen, so dass wenigstens für den Brand ein Motiv gefunden wäre. Für diese Annahme gab es jedenfalls gewichtige Argumente: Vom Salvenberg hatte jemand laute Schreie vernommen, die sich wie verängstigte Hilferufe anhörten; man fand eine leere Flasche, die einmal Petroleum enthalten hatte; die Schwangerschaft gab sehr zu denken; man erinnerte sich an Äußerungen, die Barbara Stöckl gemacht haben soll: „Mir is nit schiach, eahm is vü schiacha“; es war ferner aufgefallen, dass Barbara Stöckl um 7 Uhr abends fast in lustiger Laune eine Weile vor der Haustüre wartete.

Wer in Wahrheit die Täter waren, hatte niemand eine Ahnung. Clementi befand sich ab 8 Uhr abends im Theatersaal des Gasthauses „Michlwirt“, wobei er bei einer Unterhaltung als Gitarrenspieler mitwirkte. Bachler verbrachte den Abend bei seiner Mutter zu Hause. Niemand hätte den beiden biederen Burschen ein so schweres Verbrechen zugetraut. Und Lechner spielte an diesem Sonntagabend mit den Hopfgartner Tanzmusikanten bei einem Ball im benachbarten Dorf Itter auf. Als er am folgenden Morgen nach Hopfgarten zurückkehrte und von dem schrecklichen Ereignis vernahm, gab er sich nicht minder entsetzt und Anteilnehmend wie andere Hopfgartner. Clementi hatte sogar mitgeholfen, die verkohlte Leiche aus dem brennenden Stadel zu ziehen und zu diesem Zwecke mit großem Eifer vom Markt eine Hakenstange geholt. Keine Spur der Erregung war ihm anzumerken; mit keinem Wort verriet er sich, als er zugleich mit anderen Ziegeleiarbeitern von der Gendarmerie über das Verhalten der Barbara Stöckl befragt wurde. Kalten Herzens und doch unter dem Scheine echter Aufrichtigkeit drückte er der alten Mutter der Toten sein Bedauern über den so harten Verlust aus.

Die Tragödie der Barbara Stöckl begann mit dem Liebesverhältnis mit dem um zehn Jahre jüngeren Arbeitskollegen Anton Clementi. Als sie ihm mitteilte, dass dieses Verhältnis nicht ohne Folgen geblieben war, sah er sich in einer peinlichen Lage. Er befürchtete Vorwürfe seitens seiner Mutter, dachte daran, dass er Alimente zu bezahlen haben werde; vor allem lag so etwas in keiner Weise im Interesse des Verbrecher-Kleeblattes, das nur vom Morden und Brandlegen sprach. Lechner und Bachler machten zu Clementi über dessen Verhältnis mit Barbara Stöckl ohnehin schon längere Zeit ätzende Bemerkungen. Als er den beiden von der ihm mitgeteilten Schwangerschaft und seiner Sorge erzählte, sparten sie nicht mit Erwägungen, wie man das Problem am einfachsten lösen könnte. Bachler riet, einen verbotenen Eingriff zu machen, was Clementi ablehnte, weil die Wabi dazu nicht zu haben war. Lechner äußerte kurzerhand seine Ansicht, dass man sie am einfachsten umbringen soll.

Zuerst machte Lechner den Vorschlag, die Stöckl in der Fabrik in eine Maschine zu stoßen oder sie im Trockenraumkanal einzusperren, damit es nach außen den Anschein hätte, als ob ein Unglücksfall vorliege. Diese Pläne wurden aber wieder verworfen.

Schließlich einigten sich die drei Mörder, die Stöckl zu erwürgen, die Leiche in einem Stadel aufzuhängen und den Stadel anzuzünden, um auf diese Weise die Spuren der Tat zu verwischen. Besonders Clementi war für die Kombination: Erwürgen, aufhängen und anzünden! Nach dem Vorschlag des Lechner sollte Clementi mit ihr irgendwo hinaufgehen und sie dann erdrosseln. Als Clementi erklärte, dass er dies nicht machen könne, erklärte sich Lechner sofort bereit, die Mordtat zu verüben, um dem Clementi einen Freundschaftsdienst zu erweisen.

Nachdem wiederholt kaltblütig über die Ausführung dieses Mordes gesprochen worden war, stand nun der Plan fest. Clementi musste die Stöckl am Samstagabend, dem 10. Oktober 1931, um halb acht Uhr in den oberhalb des Marktes gelegenen Lehen-Heustadel locken, wo sie von Lechner erwürgt und aufgehängt werden sollte. Einen mehrere Meter langen Strick hatte Clementi bereits besorgt; auch die Schlaufe war schon vorbereitet. Barbara Stöckl sagte ihrem Liebhaber zu, dass sie am Samstagabend mit ihm ausgehen werde. Und so wartete Lechner im Stadel auf das Mordopfer. Aber es klappte nicht, denn die Wabi hatte keine Zeit, die Wohnung zu verlassen. So kam Clementi allein zum Stadel und teilte dem Lechner mit, dass sie heute nicht kommen könne.

Lechner war wütend: Er lasse sich nicht zum Narren halten. Das dürfe nicht mehr vorkommen. Clementi beschwichtigte ihn damit, dass sie morgen, Sonntag abends, zur selben Zeit kommen werde.

Am Sonntag war Clementi in mehreren Wirtshäusern. Bei dieser Gelegenheit sagte ihm Lechner, dass er abends nicht Zeit habe, weil er in Itter Tanzmusik spielen müsse. „Die Wabi derpackst schon leicht allein“, animierte er den Clementi. Aber Clementi wiederholte, dass er das nicht machen könne. Dann trafen sie mit Bachler zusammen, der auf das Ersuchen des Clementi sofort zusagte, die Stöckl zu erwürgen.

Barbara Stöckl hatte an diesem Abend Zeit. Sie verließ um 19 Uhr sichtlich wohlgelaunt ihre Wohnung. Clementi war nett zu ihr. Er küsste sie auf dem Wege zum Stadel mehrmals, wie er in der Schwurgerichtsverhandlung bekannte, worauf der Vorsitzende sagte: „Das war wohl ein Judaskuß!“

Der Ermordung stand nichts mehr im Wege; denn die Wabi öffnete selbst die Stadeltür und stieg hinein. Bachler wartete schon – angeblich äußerst erregt, wie er gestand – auf sein Opfer. Kaum war sie im vollkommen dunklen Stadel, sprang Bachler sie von rückwärts an, umfasste ihren Hals und würgte sie ins Heu hinein. Im ersten Moment rief sie aus: „Toni, nit so!“ Als sie brutal ins Heu gedrückt wurde, gab sie gellende Schreie von sich. Das hatte Clementi, wie er dann aussagte, ganz entsetzt: „Ich habe mir nicht mehr zu helfen gewusst; ich bin nun im Stadel ein und aus gelaufen und habe geschaut, ob niemand daherkommt.“ Aber Bachler vollendete sein Werk. Er legte der bewusstlos Gewordenen die vorbereitete Schlinge um und knüpfte das Mordopfer an einen Dachbalken.

Hierauf liefen die beiden davon. Da erinnerte sich Bachler, das auch ausgemacht war, den Stadel anzuzünden. Er eilte daher zum Stadel zurück und zündete das am Stadeltor hervorstehende Heu mit einem Streichholz an. Das Feuer verlöschte jedoch, weshalb Bachler nochmals zum Stadel lief und diesmal mit Erfolg anschürte.

Lechner erfuhr von dem abgelaufenen Geschehen erst nach der Rückkehr vom Tanzmusikspielen in Itter. Er war gegen 3 Uhr früh mit seinen Musikkameraden Toni Luxner und Sebastian Kolland in Hopfgarten unterwegs, als sie mit dem provisorisch angestellten Gemeindepolizeimann Albert Holzmann zusammentrafen, der ihnen die bis dahin bekannten Umstände erzählte, nämlich dass der Stadel gebrannt habe und man darin die Leiche einer Gsöllin gefunden habe. Lechner habe sich über das offensichtliche Verbrechen sehr entrüstet....

Im Schwurgerichtsprozess wurde die grauenhafte Tat nochmals ausführlich behandelt. Die Gefühlsrohheit, mit der sie wochenlang über die Art der Ermordung berieten, führte zur allgemeinen Empörung unter den Zuhörern, die zutiefst erschauerten.

Clementi gab sich bei der Vernehmung ziemlich kleinlaut. Es sei Lechner gewesen, der ihm geraten habe: „Dann musst sie halt putzen!“ Er habe immer das Bild vor sich gehabt, wie der Bachler die Wabi gewürgt hat. Darauf Bachler: „Das ist eine reine Lug, das kann er gar nicht gesehen haben, weil es dunkel war!“ Nach der Tat eilte Clementi schnell in den Markt hinunter, zog sich eine andere Hose an; denn er müsste bei der Unterhaltung im Michlwirt-Saal mit der Gitarre spielen.

Bachler war diesmal bei der Verhandlung erregt und sagte kurz: „Ich mache keine Detaillierungen. Der Clementi hat mich gebeten, dass ich sie umbringe; denn es ist mir gleich, ob ich eine Katze oder einen Menschen umbringe. Der Lechner hat gesagt, ich muss für ihn einspringen. Ich war mehr aufgeregter als der Clementi. Wenn sie einen Huster getan hätte, wäre nichts geschehn.“

Lechner machte wie immer ausführlichere Angaben: „Ich weiß heute nicht mehr viel von der ganzen Geschichte. Der eine redet so, der andere anders. Was der Bachler beim Untersuchungsrichter gesagt hat, ist direkt Blödsinn. Ich werde schon etwas gesagt haben, ich habe ja kein Interesse gehabt an der Stöckl, aber ausgerechnet ich soll den Rat gegeben haben, sie umzubringen. Wegen dem Psychiater mach ich kein Theater wie der Clementi, ich weiß schon, dass wir in Österreich sind. Der Clementi hat immer gesagt, hilf mir, hilf mir! Es war ein direkter Kollegenschaftsdienst, wir wollten ihn nicht im Stich lassen.“ Und zu weiteren Vorhalten des Vorsitzenden führt Lechner aus: „Mir ist alles gleich, was die anderen sagen. Ich habe dem Clementi gesagt, wie er sich bei der Gendarmerie verhalten soll. Richtig ist, dass ich gesagt habe: `Wir sind schon drei Kunden, solche sollten halt in jedem Dorf sein!`“

### **Eine schreckliche Zwischenbilanz**

Wenn man über die Taten der drei Gewaltverbrecher bis zum Jahresende 1931 eine „Bilanz“ erstellt, so ergibt sich folgende: Zwei Morde (Kruckenhauser und Stöckl), drei versuchte Morde bzw. Raubüberfälle (Schösser, Müllauer und Leitner) und 16 Brandlegungen, davon fünf im Jahre 1929, zwei im Jahre 1930 und neun im Jahre 1931. Eine schreckliche Bilanz!

Zur Beunruhigung der Bevölkerung trugen während dieser drei Jahre noch andere Ereignisse bei: sieben Brände, die nicht auf das Schuldenkonto der „drei Teufel“ zu buchen waren, wozu im Jahre 1932 durch Brandkatastrophen auf dem Glantersberg (Unter- und Obertoif) und dem Grafenweg (Mooshäusl) noch zwei weitere kommen werden; weiters schieden in den Jahren 1930 bis 1932 sechs Personen freiwillig aus dem Leben. Die Arbeitslosigkeit und die allgemeine Not weiter Bevölkerungskreise sind weiter im Zunehmen begriffen. Mit der Sicherheit des Eigentums ist es – wohl aus gleichem Anlass – nicht gut bestellt. So verbringen die Hopfgartner die Weihnachten des Jahres 1931 in düsterer Stimmung und in der großer Sorge, dass es zu weiteren Gewalttaten und Brandlegungen kommen werde.

### **Feuer im Bauernhaus Unterlehen**

Das Jahr 1932 wurde bald mit einem „höllischen Feuer“ eingeleitet: Zum Schrecken der Bevölkerung und zur teuflischen Freude der Brandstifter.

Am 16. Jänner 1932 um 22.30 Uhr brach im Bauernhaus zu Unterlehen am Salvenberg ein Feuer aus, durch welches das aus Holz gebaute Gebäude innerhalb von vier Stunden vollständig eingeäschert wurde. Der zu „Schnapfen“ wohnhafte Besitzer, Michael Ager, befand sich zur Zeit des Brandausbruches in einem Gasthaus in Hopfgarten-Markt. Dem Schaden von 30.000 Schilling stand eine Versicherungssumme von 24.000 Schilling gegenüber. Die im Hause wohnhaften Personen – das alte Ehepaar Klemm und Josef Achrainer – erwachten erst, als das angebaute Wirtschaftsgebäude in hellen Flammen stand. Das von einem anderen Bauern eingestellte Vieh konnte gerettet werden. Die Feuerwehr stand dem mächtigen Brand fast wirkungslos gegenüber. Im amtlichen Bericht heißt es: „Über die Brandursache konnte nichts Sachdienliches in Erfahrung gebracht werden, doch wird nach den gegebenen Umständen Brandlegung vermutet.“

Mit diesem Brand verbindet sich auch deshalb eine besondere Tragik, weil die schwerkranke Frau Klemm aus dem brennenden Haus getragen und ins Krankenhaus Wörgl eingeliefert werden mußte, wo sie dann starb.

Die schwerkranke Frau Klemm war wegen eines schweren Hustenanfalles erwacht. Im Haus befanden sich zwei Hunde, die auffallend unruhig waren und durch ihr Winseln und Bellen auch ihren Mann aufweckten. Da ein Kammerfenster offen war, hörte Frau Klemm deutlich, dass draußen jemand durch den Schnee stapfte. Diese Aussagen bestärkten die Erhebungsorgane in der Ansicht, dass ein Brandleger am Werk gewesen war und dieser aus Hopfgarten selbst oder aus nächster Umgebung sein dürfte.

Der Brandstifter war Franz Bachler. An diesem Samstag, dem 16. Jänner, machte Lechner den Bachler auf dem Wege zur Musikprobe darauf aufmerksam, dass es beim Unterlechner günstig wäre, ein Feuer anzumachen; nur müsse Bachler auf den Hund des im Hause wohnenden Edi Klemm aufpassen. Bachler war sich mit Lechner dahin einig, dass es wieder einmal brennen müsse. Er holte von zu Hause Zündhölzer sowie eine kurze Kerze und begab sich auf den Weg in Richtung Salvenberg. Das Bauernhaus „Unterlehen“ liegt hinter der Kirche auf einer besonders schönen Anhöhe. Das Vorhaben wurde dem Brandstifter dadurch erleichtert, dass in den hinter der Scheune angebauten offenen Streuschupfen ein ziemlich großer Strohhaufen lag. Er kletterte auf diesen hinauf, stellte seine Kerze auf eine

Steinunterlage, zündete sie an und begab sich nach Hause. Als er daheim war, wurde schon Alarm geblasen, und er konnte vom Fenster aus schon den Brand beobachten.

Bachler hatte es auf der Flucht auf einem Umweg über das Feld nicht gehabt, denn der Schnee war unangenehm „Harschtig“. Kaum in seinem Zimmer, sah er bereits den mächtigen Feuerschein, und so begab er sich zum Brandplatz, nunmehr als neugieriger Zuschauer, um das Schauspiel aus der Nähe zu beobachten.

Lechner war als wackerer Feuerwehrmann im Einsatz. Er führte zur Abwechslung sogar das Strahlrohr. In diesem Zusammenhang wurde nachträglich diskutiert, dass das Strahlrohr nicht richtig funktioniert habe. Es soll darin ein Stein verklemmt gewesen sein. Ein anderes Mal, und zwar beim Brand jenes Stadels, in dem die Barbara Stöckl ermordet worden war, soll es mit dem Spritzenmotor ein Problem gegeben haben. Man habe festgestellt, dass im Motor das Öl fehle. Der zuständige Maschinist war sich aber sicher, dass er den Motor mit frischem Öl versorgt hatte.

Man kombinierte solche Erinnerungen später damit, dass Alois Lechner den bei seinem Ziehvater befindlichen Ersatzschlüssel zum Feuerwehrzeughaus unbemerkt nehmen, einen Bosheitsakt treiben und wieder zurückbringen konnte.

Wie immer, wenn Brandlegung angenommen werden müsste, befand sich auch dieses Mal der Besitzer, Michael Ager, damals vorübergehend zu Schnapfen wohnhaft, in der beinharten Bedrängnis, für die Stunden vor dem Brandausbruch jede Zeitspanne genau nachweisen zu müssen. Die Vorgangsweise der Gendarmen, die zunehmend in Erfolgswang gerieten, blieb den Betroffenen oft in bleibend unangenehmer Erinnerung.

Die Frage nach dem Motiv, warum also Häuser angezündet werden, war immer wieder aufs Neue zu stellen. Hat da jemand einen Vorteil? Will jemand Rache nehmen? Jeder Bauer, der ordentlich versichert war, wurde dahin unter die Lupe genommen, ob er sich bereichern wollte. Zugleich wurde er befragt, ob er mit einer brennenden Pfeife in der Tenne war, ob er mit jemanden einen Streit hatte, ob er Feinde hatte, ob, ob, ob ...



*Der Lehenhof oberhalb der Kirche in den 20er Jahren.  
Der Hof wurde am 16.1.1932 von Bachler angezündet und brannt bis auf die Grundmauern nieder.*

Es war in diesen Jahren viel umherziehendes Volk unterwegs, sogenannte Handwerksburschen, Bettler, Unterstandslose, Ausgeschriebene...

Irgendwann stellte sich sogar die Frage, ob der Mond eine Rolle spielen könnte. Ein Mondsüchtiger, der Feuer sehen will? Aber dass jemand Häuser anzünden will, weil es einen richtigen Wirbel und eine Mordsgaudi geben soll, trat erst später zu Tage, als Lechner im freimütigen Geständnis seine erlebten Freuden kundtat.

Unter verschiedenen Männern, denen möglicherweise so etwas wie ein Racheakt gegenüber dem Hintingerbauern, der das Vieh eingestellt hatte, zuzutrauen war, befand sich auch ein ehemaliger Knecht. Dieser hatte seinen ehemaligen Dienstgeber mehrmals beschimpft und bedroht, doch war er, als die Gendarmen zu ihm kamen, sehr erleichtert, ein einwandfreies Alibi zu haben.

Als zum Anfang des Jahres 1932 wieder Brände waren und Alois Lechner mit einem anderen Hopfgartner eine Holzarbeit verrichtete, stellte er an den Arbeitskollegen die Frage, was dieser tun würde, wenn er zufällig den Brandstifter erwischen würde. Die Antwort fügte Lechner gleich selbst hinzu: „Wenn i den dawischen tat, tat i eahm o´kragln, gonz koid o´kragln!“

In der Hauptverhandlung gab Bachler auch diese Brandlegung freimütig zu. Er lachte sogar aus vollem Halse, als dieser Punkt behandelt wurde. „Ich hab a Freud g´habt, wenn die anderen an Schad´n g´habt hab´n!“ meinte er in boshafter Aufrichtigkeit.

Lechner war an diesem Verhandlungstag mürrisch und beantwortete die an ihn gestellten Fragen fast immer mit der kurzen Zustimmung: „Is scho recht!“ Am Besitztum des Lehenhofes war dies übrigens die dritte Brandlegung: Zuerst steckte Bachler den Heustadel oberhalb der Kirche in Brand, die zweite Brandlegung erfolgte in einem anderen Heustadel nach der Ermordung der Barbara Stöckl und schließlich fiel ihm das Bauernhaus selbst auch zum Opfer.

## **Brandstifter unter sich**

Wenn Bachler den Wunsch des Lechner erfüllt hätte, wäre überdies auch das Haus „Oberlehen“ in Flammen aufgegangen. Lechner selbst erzählte einmal den beiden Mittätern, dass er zu Oberlehen hineingezündet hätte, wenn ihm nicht ein Gendarm begegnet wäre. Später gab Lechner zu dieser Aussage Bachlers und Clementis an, er habe ihnen diese Geschichte vorgelogen.

Richtig sei es aber gewesen, dass man die am Salvenberg liegenden Bauernhäuser reihenweise anzünden wollte.

Wenn Lechner und Bachler ohne Mitwirkung des Clementi tätig waren, erhielt dieser den Auftrag: „Wenn es brennt, musst gut herumhorchen, was die Leute reden, und auch schauen, wie die Gendarmen umhanteln.“

Und zu Bachler meinte Lechner: „Du bist nicht bei der Feuerwehr, du kannst leicht a Haus anzünden; gehst einfach hinauf, zündest an und versteckst di irgendwo im Wald und wartst, bis die Leut kommen, dann gehst auch mit. Bei uns beiden (Lechner und Clementi) geht das nicht. Ganz günstig ist es bei den Musikproben, da werden sie nie auf uns kommen, weil wir bei der Prob sind.“ Als sie gelegentlich alle drei beisammen waren, sagte Lechner: „Meinen tat es niemand, dass wir drei es sind.“ Bachler wendete ein: „Wenn sie uns draufkommen, heraus kommen wir nicht mehr.“ Dem Clementi war bei solchen Reden „richtig schiach“ geworden. Im Gespräch mit Bachler meinte Clementi einmal, dass dieses Anzünden eigentlich nichts sei, man habe ja nichts davon und: Wenn sie uns erwischen, sitzen wir drinnen.“ Clementi hatte auch Angst, weil Lechner so frech sei, denn dieser sagte einmal. „Dieses Anzünden mit der Kerze ist nix, einfach einfuchtln und davonspringen ist viel lustiger.“

Zwischen Angst, Vorsicht, Bosheit und Absichten lobten sie sich selbst mit Sprüchen wie: „Interessant, Verbrecher sind wir schon laute ...“

## **Beim Feuerwehrball muss es brennen!**

Am 8. Februar 1932, ein gute halbe Stunde nach Mitternacht, brach im Bauernhaus zu Wiefelberg am Penningberg ein Brand aus, der derart rasch um sich griff, dass die Bewohner nur mit Mühe das Vieh und einige zum Leben notwendige Sachen retten konnten; fünf Gänse und 14 Hühner verbrannten. Zur Zeit des Brandausbruches befanden sich zehn Personen im Hause: Der Bauer Josef Mißlinger mit seiner Frau und fünf Kindern im Alter von einem bis neun Jahren, die Eltern des Bauern, Anton und Ursula Mißlinger, und ein Onkel namens Michael Astner. Das Schadenfeuer wurde zuerst von der Altbäuerin Ursula Mißlinger entdeckt. Die Feuerwehr von Hopfgarten hielt in dieser Nacht gerade ihren Ball ab; sie konnte wegen Wassermangels kaum tätig werden, obwohl auch das Häuschen des Kleinbauern Bucher in Gefahr war. Der Schaden war nur zu zwei Drittel durch die Versicherung gedeckt. Brandursache: „Nach den gegebenen Umständen dürfte es sich um Brandlegung handeln“, wurde im Brandbereich vorsichtig formuliert, obwohl niemand mehr einen Zweifel hatte, dass der Brand das Werk des seit Jahren tätigen Brandstifters war. Aber man hatte ihn ja noch nicht entdecken können, und eindeutige Beweise, dass Brandstiftung vorliegt, gab es nicht. Urheber dieses Verbrechens, bei dem zehn Personen in höchster Lebensgefahr waren, war wieder

einmal Alois Lechner. Wie im Vorjahr, als Clementi während des Feuerwehrballes beim benachbarten Strasserwirt Feuer legte, drängte er auch heuer wieder darauf, dass es beim Feuerwehrball einen Wirbel geben müsse, weil er nach Mitternacht nicht mehr Tanzmusik blasen mag. Weil Bachler nicht wusste, welches Objekt er anzünden solle, wies ihn Lechner zum Wiefelbergerhof, der im vorderen Bereich des Penningberges auf dem zum Markt zugeneigten Rand eines größeren Plateaus steht. „Wirst sehen, wie die Bude brennt, und das Feuer wird dann pfeilgrad in den Tanzsaal hineinleuchten“, eiferte er den ohnehin zur Tat bereiten Bachler an.

Nun wussten beide, dass in dieser Nacht eine besondere Vorsicht geboten war, weil zur Vorbeugung gegen Brandlegungen mehrere Gendarmeriepatrouillen unterwegs waren und überdies vertrauenswürdige Feuerwehrmänner zur Mitfahndung aufgeboten wurden. Es war ja allgemein die Befürchtung geäußert worden, dass es bei diesem Feuerwehrball wieder einen Brand geben werde.

Bachler hielt sich vor Mitternacht ebenfalls im Gasthaus „Traube“, wo der Ball der Feuerwehr abgehalten wurde, auf, blieb aber vorwiegend in der Gaststube. Als um Mitternacht die Pause begann, sagte Lechner unauffällig zu Bachler: „Jetzt magst gehen, aber mit dem Anzünden musst warten, bis die Pause vorbei ist, weil es dann, wenn die Leute wieder beim Tanzen sind, einen rechten Wirbel gibt.“

Nun begab sich Bachler zum Bauernhaus, fand dort hinten in der Scheune einen Haufen durrer Taxen vor, wartete noch eine Weile, bis er glaubte, dass die Pause nun vorbei sein könnte, und zündete dann den Streuhaufen an. Dann eilte er in den Wald und versteckte sich. Als nach dem Feueralarm Feuerwehr und andere Leute am Brandplatz waren, kehrte auch Bachler dorthin zurück. Er wartete zwei Stunden auf Lechner, jedoch kam dieser nicht. Die Leute jammerten über diese neuerliche Brandlegung und meinten, es wäre schon höchste Zeit, dass die Brandleger endlich einmal erwischt würden.



*Brand beim Wiefelbergbauern am Penningberg (8.2.1932)*

Am nächsten Tag lobte Lechner seine Komplizen. „Das ist der schneidigste Brand gewesen! Jetzt wär halt die Kirche recht, dann würde einige der Schlag treffen. Das wär grad was Schreckliches, wenn der Tempel flöten ginge. Zu was brauchen wir auch den Tempel, ist doch gleich, wenn sie ihn nicht mehr aufbauen können, ich geh ja doch nicht hinein. Jetzt haben die Schandinger wieder einmal ein bißl Unterhaltung gehabt.“ Eine Kleinigkeit hatte Lechner an Bachlers „Leistung“ doch

noch auszusetzen. „A bißl später hätt´s sein soll´n, wenn die Leut´ beim Tanz´n g´wesen wär´n.“

### **„Prämie für die Brandstifter“**

Man darf sich schon nach 60 Jahren noch entsetzen, auf welche eigenartigen Gedanken die „drei Teufel“, vor allem Alois Lechner, im Verlaufe ihrer boshaften Aktionen gekommen waren. In den Jahren 1931/32 wurde von einer Brandschadenversicherung für Angaben, die zur Aufklärung von Brandstiftungen und Ermittlung der Täter führen, eine hohe Geldbelohnung (3000 Schilling, das war damals ein Vermögen!) versprochen.

Nach Lechners Ansicht wäre es ganz einfach toll, wenn man diese Belohnung erlangen könnte, einmal weil es wirklich leicht verdientes Geld wäre, zum anderen weil es sicherlich noch nie gelungen sei, dass die Brandstifter auch noch die Prämie bekommen.

Es ging um die Frage, wie man das anstellen sollte. Und Lechner wusste auch gleich eine Lösung: Man muss einen, der nach einem der Brände von der Gendarmerie als Verdächtiger vernommen worden ist – man nannte dazu auch einige Namen – in ein Haus locken und dort umbringen, am besten erschießen, und danach sogleich die Anzeige erstatten, sie hätten den Mann dabei erwischt, wie er das Haus anzünden wollte. Und weiter: Als sie ihn fassen wollten, habe der „Brandleger“ schießen wollen. Man habe sich schneidig auf ihn gestürzt, um ihm die Waffe abzunehmen, von dieser habe sich ein Schuss gelöst, wobei der Mann selbst getroffen wurde....

Als die geeignete Waffe stellten sie sich einen Revolver vor, doch einen solchen zu beschaffen, stieß schon bei den Überlegungen auf Schwierigkeiten. Es gab ja in Hopfgarten einige, die im Besitz eines Revolvers waren oder sein könnten: der Gemeindepolizeiwachmann, der Gerichtsbeamte Vinzenz Hechenblaickner, die Nachtwächter vom Ziegelwerk und vom Sägewerk Klöpfer & Königer...

Man müsste den Betreffenden, um in den Besitz der Waffe zu kommen, eben abmurksen (als Täter käme der später erschossene „Brandleger“ in Verdacht). Schließlich überwogen doch die Bedenken: Es ist zu riskant, jemandem den Revolver abzunehmen und außerdem könnte man sich leicht verdächtig machen...

Aber wenn doch, dann müsste man mit dem Häuseranzünden aufhören!

Die Idee, die ausgesetzte Prämie von 3000 Schilling (eine Kuh kostete damals etwa 500 Schilling) zu bekommen, hat Lechner auch in der Folge mit dem bei ihm schon üblichen Spruch wiederholt: „Dös tua i bei da Hond, soboid i amoi an Revoiva hu.“ Zu einem Revolver ist er aber nie gekommen.

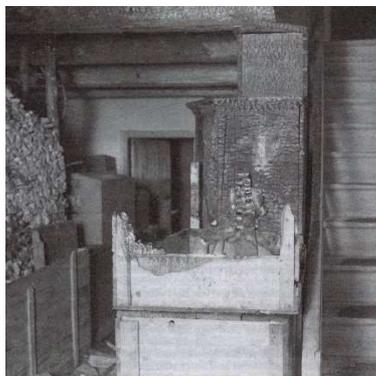
### **Brand im Glanterlhaus**

Am 13. April 1932 um 1 Uhr nach Mitternacht brach im sogenannten Glanterlhaus in Hopfgarten-Markt im ebenerdig gelegenen Stiegenhaus ein Brand aus. Das Feuer entstand in einer mit Hobelspänen gefüllten Holzkiste, die sich bei anderem

Brennmaterial im Stiegenhaus befand. Der Ausbruch des Brandes wurde jedoch vorzeitig wahrgenommen und von der Feuerwehr gelöscht, so dass nur geringer Sachschaden entstand. Das Haus gehört der Marktgemeinde Hopfgarten und war von drei Familien – Josef Mascher, Franz Poller und Johann Maier – bewohnt. Bei der Beurteilung der Frage nach der Brandursache vermutete man wohl Brandlegung. Doch war Fahrlässigkeit nicht auszuschließen. Nachdem es der Feuerwehr gelungen war, das Schadenfeuer gerade noch rechtzeitig zu löschen, beließ man einige Männer als Feuerwache am Brandplatz. Unter ihnen befand sich auch Alois Lechner, der später die Brandlegung gestand.

Lechner schilderte später den Alleingang wie folgt: „Es war nach einer Musikprobe, als ich bereits in meinem Schlafzimmer war und wach im Bett lag. Da ich nicht gleich einschlafen konnte, kam mir der Gedanke, dass ich nun wieder einmal etwas anzünden müsse, weil Bachler in letzter Zeit viel fleißiger war. Bei uns war es ja wirklich so, dass einer den anderen dazu trieb. Ich stand auf und lief in Strumpfsocken gerade hinüber zum nahe gelegenen Glanterlhaus. Dort bin ich bei der hinteren Tür, die unversperrt gewesen ist, hinein und habe mit einem Zündholz bei Hobelspänen, die in einer Kiste neben der Stiege gewesen sind, angezündet. Wie dann das Feuer gewachsen ist, bin ich nach Hause. Es war dann bald Feueralarm, dann bin ich als Feuerwehrmann zum Brandplatz.“

Clementi hatte von Lechners Vorhaben schon länger gewusst und war aus familiären Gründen dagegen, dass gerade dieses Haus angezündet werden soll: „Lechner äußerte sich mir gegenüber wiederholt, dass er auch im Glanterlhaus hineinzünden werde. Er sagte, dort wäre es günstig, weil hinter der Tür eine Kiste mit Hobelschoatn ist. Er wird da hineinzünden und die Haustür zumachen, dann bemerke man lange nichts. Ich sagte: Tu das nicht, beim Poller hat es keinen Sinn. Der Vater Poller ist nämlich ein Bruder meiner Mutter. Lechner hat sich aber von seiner Absicht nicht abhalten lassen. Er meinte: Das macht nichts, es kommt nicht so weit, dass es ganz abbrennt; die Hauptsache ist, dass es einen Mordswirbel gibt. Ich habe wohl gewusst, dass Lechner das Glanterlhaus anzünden wird, aber nicht, wann er das tun wird. Als Feueralarm gewesen ist, habe ich schon geschlafen. Ich bin als Feuerwehrmann zum Brandplatz. Lechner hat mir hernach gesagt: Siegst, es is halt doch a so gangen.“



*Brand im Glanterlhaus in Hopfgarten-Markt (13.4.1932)*

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob er besser schlafen könne, wenn er angezündet habe, antwortete Lechner: „Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist; ich hab halt anzünden und bin dann durch. Es sollte wieder einmal brennen, damit sich die Leut aufregen“, erläuterte der Brandstifter, der bei dieser Tat nur ein Hemd anhatte.

Bei diesem Anklagepunkt entspann sich eine lebhafte Wechselrede über das Verhältnis der Angeklagten zueinander. Lechner tat die Versuche des Bachler und noch mehr des Clementi ab, die sich beim Untersuchungsrichter als die von ihm Verführten hinstellen wollten:

„Wir haben halt zusammengepasst; der Clementi wäre sicher nicht auf diesen Weg gekommen, wenn ich ihn nicht dazu gebracht hätte. Ich hätte dem Bachler nicht so viel anvertraut, wenn ich nicht gewusst hätte, dass er ein eiserner Kunde ist.“ Und weiter: „Es war keiner besser als der andere. Der Clementi ist nicht so schneidig gewesen wie wir zwei. Was der Bachler beim Untersuchungsrichter gesagt hat, ist Wauwau. Er hat mich als Hauptschuldigen hingestellt, obwohl wir beide die gleichen waren.“

Ob Bachler ohne Lechner so weit gekommen wäre?

„Den Weg angefangen hätten wir sicherlich nicht, ob wir den Weg fortgesetzt hätten, weiß ich nicht“, sagte Bachler sinnierend.

Auch der Staatsanwalt schaltete sich ein: „Lechner, Sie können sich in jeder Situation zurechtfinden. Sie schimpfen über die Brandstifter, drücken den Abbrändern Ihr Mitleid aus, Sie finden überall eine richtige Maske.“

Darauf Lechner: „Ja, wenn einer das nicht kann, kommt er nicht weiter!“

### **„Beim Pechl wär halt a Loch ....“**

Unter vielen Vorschlägen, die Lechner dem Bachler und Clementi bei Spaziergängen im Markt Hopfgarten machte, bezog sich einer auf das Gasthaus Pechl am unteren Ende des Marktplatzes und nahe der Kirche. Da zeigte Lechner dem Clementi im Gang zwischen dem Gasthaus Pechl und jenem nahen Wohnhaus, in dem auch die Mutter des Anton Clementi wohnte, einen aufgestapelten Holzhaufen.

Hier wäre es besonders günstig, ein Feuer zu legen, meinte Lechner, denn hier käme die Feuerwehr nicht hin. Von hier aus könnte dann der ganze Markt mitgehen und natürlich die Kirche, die Lechner gerne den „Tempel“ nannte. „Beim Pechl wär halt a Loch...“

Clementi wendete jedoch ein, von dieser Brandlegung Abstand zu nehmen, man sollte dies seiner Mutter nicht antun, weil sie ganz wenig versichert sei und das Wohnhaus sicher auch abbrennen würde. Dem Lechner leuchtete eine solche Rücksichtnahme zwar nicht recht ein, doch ließ er sich die feste Absicht dann doch ausreden.

Als sich in Hopfgarten die Brandfälle häuften, sprach man in der Bevölkerung auch die Befürchtung aus, dass in der Nähe des Feuerwehrmagazins, wo besonders große Holzbauten sind, eine Brandlegung erfolgen könnte. Franz Bachler hierzu später: „Wir hatten schon die Absicht geäußert, auch dort hineinzuzünden, aber wir sind zur Ansicht gekommen, dass dort gleich gelöscht würde. Lechner hat davon gesprochen, dass es gscheit wäre, ins Feuerwehrmagazin einzubrechen und die Schläuche zu vernichten. Aber das sei schwierig, weil alles gut vermacht ist.“

Franz Bachler hätte es auch auf das Sägewerk Penz des Besitzers Georg Jessacher abgesehen gehabt. Wenn der Besitzer dabei die Existenz verliere, so mache das nichts, es werde schon jemand aufbauen und dann gebe es Arbeit.

### **Beim Platzmetzger**

Lechner und Clementi kamen während eines Spazierganges im Sommer 1932 zu der rückwärts beim Platzmetzgerhaus befindlichen Tenne. Lechner wies den Clementi an, den Aufpasser zu machen, während er selbst durch das unterste der in der Mauer befindlichen Löcher, die zur Lüftung der Tenne dienten, hineinlangte und Heu herauszog. Dies lockerte er auf und setzte es mit einem Zündholz in Brand. Das Feuer erstickte jedoch. Aber die beiden Brandstifter gaben nicht auf. Sie versuchten noch mehrere Male, an dieser Stelle ein Feuer zu entfachen. Als alle Versuche misslangen, gingen sie nach Hause.

Diese Brandstiftung war von den Besitzern offenbar nicht wahrgenommen worden. So unterblieb auch die Anzeige an die Gendarmerie.

An die Zeit dieser Tathandlung konnten sich Lechner und Clementi später nicht mehr erinnern. Es war ein schöner Sommerabend, und es war auch vor dem Brand der Pfarrkirche, denn das große Ziel des Lechner war nach wie vor, „den Templ“ anzuschüren. Das Platzmetzgerobjekt war für den Ausgang eines Großbrandes geradezu ideal: Mitten im Markt gelegen, beim Mesnergraben, eine von der Beobachtung abgekehrte Seite – bis da jemand auf den Brand aufmerksam wird, ist der Großbrand bereits voll entwickelt.

Lechner machte zu diesem Vorhaben erst Angaben, nachdem Bachler in seinem Geständnis auch diesen misslungenen Versuch erwähnt hatte. Er gab aber dann seine diesbezüglichen Erinnerungen offen zu Protokoll: „Ich und Clementi gingen öfters eines Abends im Markt spazieren. Dem Clementi gegenüber habe ich die Anregung gemacht, dass heute beim Platzmetzger gut hineinzuschüren wäre. Es war gegen 10 Uhr abends, als ich mit ihm in den Mesnergraben ging. Hier ist weiter hinten der Stall oder Stadel dem Mesnergraben zugekehrt. Bei einer Bretterwand waren mehrere viereckige Löcher, aus denen das eingelagerte Heu herauschaute. Wir haben mit Zündhölzern das Heu angezündet, wir haben mindestens zehn Zündhölzer gebraucht, bis es gebrannt hat. Es war dann schon ein netter Glutstock vorhanden, und wir waren überzeugt, dass der Brand richtig entstehen wird. Wir sind dann über das Gaßl beim Friseur Opperer hinuntergelaufen, im Markt haben wir auf den Ausbruch des Brandes gewartet. Es war uns schon gar nicht recht, dass kein Rauch und kein Feuerschein zu sehen war. Wir haben aber nicht mehr nachgesehen und sind nach Hause.“

Die beim Platzmetzger damals angestellte Magd konnte sich später erinnern, dass bei der Bretterwand abgebrannte Zündhölzer gelegen sind.

### **Brandlegungsversuch beim Hinterblaicknerbauern**

Auf den Hinterblaicknerbauern Franz Niedermoser hatte Lechner schon seit langem eine Wut. Es war sein Vorhaben, diesen Hof in Flammen aufgehen zu lassen. Schon

zweimal hatte er den Bachler zu dem auf dem ersten und kleineren Plateau liegenden Bereich des vorderen Penningberges geschickt, damit er das Hinterblaicknerhaus in Brand stecke. Aber Bachler sah sich jedes Mal veranlasst, als „Ersatz“ ein anderes Bauernhaus anzuzünden, und zwar am 16. März 1931 das Bauernhaus „Schusterhäusl“, weil ihm auf dem Weg zum Hinterblaickner zu viel Schnee lag, und am 17. August 1931 das Anwesen Vorderblaicken, weil beim Hinterblaickner „alles vernagelt“ schien.

Das wurmte den Lechner, dem jedoch Bachler entgegnete, nun solle er einmal selbst hinaufgehen. „Dös kann i schon machen, i bin net feigl!“ fügte sich Lechner ausnahmsweise und meinte boshaft dazu, dass der Hinterblaickner nicht allein da oben stehen brauche, nachdem die Nachbarhäuser schon „abgeräumt“ worden seien.

An einem Sommerabend des Jahres 1932 ging dann Lechner zu dem Anwesen des Bauern und warf einen mit Laub angefüllten Verschlag ein brennendes Zündholz. Aber das Feuer kam nicht zum Ausbruch, und so musste Lechner erfolglos abziehen. Auch diese Brandstiftung ist erst durch das Geständnis der drei Übeltäter bekanntgeworden.

Die beiden Höfe haben nur einen geringen Abstand von rund 20 Metern. Beide waren aus Holz errichtet und mit Schindeldächern eingedeckt.

Der Familie Niedermoser zu Hinterblaicken – Franz Niedermoser (1882 bis 1937) war von 1914 bis 1919 Bürgermeister der Landgemeinde Hopfgarten und auch sonst ein angesehenener Mann – blieb zwar der Brand erspart, doch die Angst, als nächstes Brandopfer bestimmt zu sein, führte in seiner Familie zu einer schier unerträglichen nervlichen Belastung. In der Nachbarschaft waren nach und nach das Schusterhäusl, das Mitteranwesen, das Vorderblaickenhaus und das Anwesen Wiefelberg angezündet worden; rundherum gab es nur Abbrändler. So fasste man es in der Familie als Wunder auf, dass nicht auch ihr altes Holzhaus angezündet wurde. Nachträglich schrieb man dieses große Glück zu einem guten Teil der Wachsamkeit des braven Haushundes zu, zugleich aber erinnerte man sich an die Weissagung eines Zigeuners, der vor vielen Jahrzehnten, vielleicht vor 100 und mehr Jahren, der Familie Niedermoser prophezeit hatte: „Dieses Haus wird nie abbrennen, weil eine Zigeunerfamilie auf einem Heustock gekocht hat...“. Nun, Zigeuner hatten in Hopfgarten seit jeher immer wieder Zuflucht gefunden und waren dafür sicherlich auch dankbar. Es soll aber wahr sein, dass das Bauernhaus Hinterblaicken nicht nur von Bachler und Lechner, sondern auch von einem Blitzschlag heimgesucht wurde und einmal ein glühend heiß gewordenes Ofenblechrohr in der Holzwand keinen Brand auszulösen vermochte.

### **... und beim Krallbauern**

Lechner hatte auch auf den Krallbauern Jakob Laiminger einen Zorn und sich geäußert, es wäre ihm recht, wenn dessen Anwesen einmal niederbrenne. Bachler wollte den Lechner mit dem Brand des Krallhofes überraschen. Er begab sich zu dem auf dem Salvenberg gelegenen Bauernhof, wo die Bewohner bereits schliefen, als er nach einer passenden Stelle zum Anfeuern suchte. Er fand aber keine, und so musste er seine Absicht, das Bauernhaus anzuzünden, wieder aufgeben.

Mit der „Freude“, die Bachler seinem Freund Lechner machen wollte, indem er den am Salvenberg gelegenen Krallhof anzündet, kam er jedoch nicht gut an, denn Lechner machte ihm heftige Vorwürfe: „Das darfst nicht mehr tun, das mußt lassen, denn da kommen wir am ehesten auf. Es wissen viele Leute in Hopfgarten, dass ich mit dem Krallbauern gestritten habe. Er hat mir einmal seinen Hund nachgehetzt, wie ich noch ein Bub war, und später habe ich ihm das vorgehalten, wir haben dann gestritten.“

Bachler hat daher beim Krall nichts mehr unternommen. Auch dieser Fall ist nur durch das Geständnis des Bachler, ergänzt durch die Angaben des Lechner, bekannt geworden.

### **Auf der Lauer am Salvenberg**

Bei der späteren Vernehmung Lechners mussten die Beamten auch darauf bedacht sein, dass der in Hauptsache geständige Häftling möglichst viel erzählte. Lechner hatte zwischendurch seine Geständnisse widerrufen und behauptet, diese habe er entgegen den Tatsachen nur deshalb gemacht, weil ihn die Beamten dazu gezwungen hätten. Danach änderte sich wieder seine Stimmung. Gleichsam im lockeren Gespräch mit den Beamten meinte Lechner einmal: „Ich wüsste schon noch etwas.“ Nun dazu ermuntert, zu allem, was er weiß, ein Geständnis abzulegen, schilderte Lechner, dass er anfangs 1932 eine Zeitlang bei Bachler gewohnt habe, weil er sich daheim mit seinem Ziehbruder zerstritten und der Ziehvater Alois Leithner bestimmt hatte, dass sich Lechner einen anderen Kostplatz suchen müsse (er dürfe allerdings weiter in seinem Zimmer schlafen). So hatten sich dann Bachler und Lechner gemeinsam verpflegt, denn Bachlers Mutter war zeitweise auswärts beschäftigt. Während dieser Gemeinsamkeit beschafften sich Lechner und Bachler den Großteil der Verpflegung durch Wild- und Kleintierdiebstähle. Bachler war im Besitz eines Flobertgewehres, mit dem sie unter anderem vom Lehenwald bis hinauf zur Kälberalm auf der Hohen Salve herumstreiften. An einem Sonntagnachmittag hielten sie am Weg unterhalb des Seebruchanwesens auf einen Bauern Vorpaß, um ihn mit dem Flobert zu erschießen und dann zu berauben. An die genaue Zeit konnte sich Lechner nicht mehr erinnern, es war aber nach der Ermordung des Hans Kruckenhauser und im Zusammenhang mit Wilddiebstählen. Auf welchen Bauern es die beiden abgesehen hatten, konnte Lechner nachträglich nicht mehr sagen. Es war aber ihre feste Absicht, aus einem Versteck auf den bergwärts gehenden Bauern zu schießen; auf einem Baumstock hatte Lechner mehrere Patronen abgelegt, diese aber dort vergessen, als der betreffende Bauer nicht gekommen war.

Als Lechner die Patronen später einmal holen wollte, waren sie nicht mehr da. Auf den Vorhalt der vernehmenden Beamten, ob dies nicht eine riskante Sache gewesen wäre, meinte Lechner: „O, wir hätten die Leiche schon eingegraben, dass sie niemand gefunden hätte.“

Bachler konnte sich an die Einzelheiten nicht mehr erinnern. Es sei aber richtig, dass sie beide viel mit dem Flobert unterwegs waren, mindestens an zwei Sonntagnachmittagen in der Gegend zwischen Lehen und Seebruch. Beim Seebruchbauern hatte Franz Bachler als „Annehmkind“ (Ziehkind) mehrere Jahre seiner Kindheit verbracht.



*Beim Seebruchbauern planten Lechner und Bachler die Ermordung der "Seebruchmutter".*



*Diese Votivtafel wurde "aus Dankbarkeit ... für die Errettung aus verbrecherischer Mörderhand" nachträglich aufgestellt.*

## **Ein geplanter Gewaltakt beim Seebruchbauern**

In denselben Zeitraum fällt eine zweite Lechner-Schilderung: „Zwischen den Bauernhöfen Lehen und Seebruch haben ich und Bachler an einem anderen Sonntagnachmittag in einem Versteck darauf gewartet, dass die Seebruchleute zum Nachmittagsrosenkranz gehen. Wenn dann, wie wir angenommen haben, nur mehr eine Person zu Hause ist, schleichen wir ins Haus und suchen nach Geld. Wenn wir dann überrascht werden sollten, würden wir diese Person ermorden und dann das Haus anzünden.

Ich hatte damals ein Hackl mit, dass ich mir einmal vom Clementi ausgeborgt habe, und habe es in meiner Rocktasche versteckt. Wie wir also am Weg gepasst haben, ist eine Bäuerin dahergekommen, und mir ist gerade jetzt das Hackl zu Boden gefallen, was die Bäuerin auch gesehen hat. Ich habe das Hackl aufgehoben, und wir wollten uns vom Weg entfernen, als die Seebruchbäuerin mit einem Kind dahergekommen ist. Auch sie hat uns gesehen. Darum habe ich scheinheilig gefragt, ob sie den Schaubmayr oder die „Schusterbuben“ (diese waren Aufsichtsäger) gesehen hat, was die Seebruchbäuerin verneint hat.

Als Bachler zu Lechners Schilderung vernommen wurde, schien er sich an Einzelheiten nicht erinnern zu können. Man traute es dem Lechner zu, dass er sich den Spaß erlaubt, den Beamten Gruselgeschichten zu erzählen.

Zur folgenden Lechner-Erzählung konnte sich Bachler wenigstens teilweise erinnern:

### **Der Tennerwirt und sein Hund...**

Lechner: „Ich und Bachler haben an einem Sonntagnachmittag am Kirchholzboden am Salvenberg, wo der Weg zur Hohen Salve führt, nach einem Opfer Vorpaß gehalten. Wir sind wieder einmal ganz stier (total ohne Geld) gewesen. Ich habe das gleiche Hackl mitgehabt. Bachler ist ohne Waffe gewesen, aber hat in den Armen mehr Kraft gehabt wie ich, und deshalb haben wir ausgemacht, wenn wir jemanden überfallen, so geht einer rechts und einer links an der Person vorbei, Bachler packt diese gleich mit den Händen am Kragen und ich hau mit der Hack zu. Es ist dann der Tenn Wirt dahergekommen, aber der hat den Hund mitgehabt, und es hat uns schon saggrisch gereut, dass wir dem Tennwirt nichts antun konnten, denn der hätte sicher Geld mitgehabt.“

Lechner erzählte hierzu, dass er dem Bachler öfters das Stichmesser geliehen habe, um damit bei günstiger Gelegenheit jemanden abstechen zu können.

Bachler schilderte die auf den Tennwirt bezogene Geschichte etwas anders: „Ja, da kann ich mich noch erinnern. Ich und Lechner sind an einem Sonntag rodeln gewesen, und wir sind gerade über den Kirchholzboden gegangen, als der Tennwirt dahergekommen ist. Lechner hat dann zu mir gesagt: `Teufl, da kam da Tennwiascht, der war krecht, der hätt a Geld und s´Messa hätt i a mit` Ich war aber nicht einverstanden, weil es Tag gewesen ist und weiter unten a Reib (Kurbe), und da hätte leicht jemand kommen können. Als der Tennwirt dann bei uns vorbei gewesen ist, hat der Lechner gesagt: `Siegst, gut wärs gangen, wir hätten ihn gleich auf die Seitn hinunterziehen können, und niemand hätt was gsechn.`“

Ob der Tennwirt damals einen Hund mitgehabt hat? Das konnte Bachler nicht mehr sagen.

Waren solche Lechner-Erzählungen überhaupt ernst zu nehmen? Gemessen an jenen Taten, die wirklich ausgeführt worden sind, ist die Frage ohne Zweifel zu bejahen. Allerdings war in den vier Jahren, in denen die „drei Teufel“ ihr Unwesen trieben, so viel von Morden und Anzünden die Rede, dass in diesem Zusammenhang Lechners Aussage vor Gericht wiederholt werden kann: „Wenn wir alles, was wir im Sinn gehabt haben, ausgeführt hätten, wäre in Hopfgarten überhaupt niemand mehr am Leben!“

### **Feuerwehr und Gemeinderat: Sorgen und Beratungen**

Als die Freiwillige Feuerwehr am 20. Juli 1930 ein sehr feierliches 60-Jahr-Jubiläum beging, konnte der Kommandant Konrad Steiner, in seiner Festrede darauf hinweisen, dass der Markt Hopfgarten im allgemeinen von schweren Feuersbrünsten verschont geblieben ist. Die 1929 und im ersten Halbjahr 1930 vorgekommenen Brände gaben allerdings zu denken, aber es sei eine weise Vorsorge, dass man inzwischen die neue Motorspritze habe.

Im Gefolge der weiteren Ereignisse sahen sich die Gemeindeväter veranlasst, eine Reihe von Beschlüssen zu fassen:

Mit Beschluss vom 19.12.1930 wurde für den Gemeindepolizisten eine neue Pistole angekauft (und Gemeinderat Forstrat Zötl wurde ersucht, den Ankauf und die Unterweisung des Gemeindevwachmannes in der Handhabung zu übernehmen).

Am 5.5.1931 wurde der Ankauf von 500 Meter Feuerwehrschräuchen beschlossen. Die beträchtliche Summe von 5000 Schilling sollte nötigenfalls im Darlehenswege beschafft werden.

Am 25.6.1931 beschloss man, dass die Versicherung für die gemeindeeigenen Gebäude ganz wesentlich erhöht wird (die Brandschadenversicherungen drängten damals ganz allgemein auf die Erhöhung der Versicherungssätze).

Der Gemeinderat bemühte sich, einen jüngeren Gemeindevwachmann anzustellen. Auf die diesbezügliche Ausschreibung des Vertrauenspostens meldeten sich 22 Bewerber. Mit Beschluss vom 25.6.1931 entschied man sich für den Bewerber Albert Holzmann. Mit ihm wurde ein Dienstvertrag abgeschlossen, doch kündigte er das provisorische Dienstverhältnis bereits mit 1. Mai 1932. Die Stelle wurde wiederum ausgeschrieben, es meldeten sich diesmal 15 Interessenten, von denen Jakob Farbmacher ausgewählt und mit 1. Mai 1932 angestellt wurde. Der Feuerwehrkommandant Konrad Steiner, ebenfalls Mitglied des Gemeinderates, stand zunehmend im Mittelpunkt kritischer Fragen und Bemerkungen: Man müsse befürchten, dass der oder die Brandleger Mitglieder der Feuerwehr seien; die Feuerwehrführung sollte von sich aus Aktionen unternehmen, um Brandlegungen zu verhindern und die Täter zu ermitteln.....

Konrad Steiner verteidigte seine einsatzfreudigen Feuerwehrmänner, es sei undenkbar, dass sich unter ihnen ein Brandstifter befinde. Man halte im kleineren

Kreis geheime Beratungen. Weitere Bedenken: Müsse man nicht befürchten, dass die Brandstifter alles wissen, was geheim beraten worden ist?

Nach dem Kirchenbrand hatten alle – die Gemeindeväter von Hopfgarten Markt und Hopfgarten Land, der Pfarrer mit seinem treuen Umkreis und speziell die Feuerwehrführung – eine Zeit äußerster Anspannung. Die Bezirkshauptmannschaft Kitzbühel richtete an die Marktgemeinde Hopfgarten den Auftrag, dass der Feuerwachtendienst mit Rücksicht auf die zahlreichen Brände zu verschärfen ist. Der Bürgermeister habe „im eigenen Wirkungskreis das Nötige im Gegenstand zu veranlassen und den hierfür erforderlichen Kostenbetrag aus der Gemeindekasse anzusprechen“.

### **Brand der Hopfgartner Pfarrkirche**

Wenn ältere Menschen aus ihren Erinnerungen erzählen, stellen sie gerne gegenüber: Der schönste, erhebenste Tag – der traurigste Tag; das schönste – das bedrückendste Erlebnis. Wenn die alte Marktgemeinde in ähnlicher Weise erzählen könnte? Vielleicht würde sie die großartige 600-Jahr-Feier des Jahres 1962 als das schönste, erhebenste Erlebnis bezeichnen. Und das traurigste, schaurigste, bedrückendste Erlebnis? Nun, Hopfgarten hat schon viel Schlimmes ertragen müssen: Unwetterkatastrophen, Vermurungen, Hochwasser und andere Notstände. Aber es könnte sein, dass diese Gemeinde den Brand ihrer imposanten doppeltürmigen Pfarrkirche als das schrecklichste Erlebnis bezeichnet.

Am 14. Juni 1932 waren viele Frauen uneigennützig dabei, die Hopfgartner Pfarrkirche gründlich sauber zu machen. Der gütige Pfarrer, Geistl. Rat Josef Bramböck, der schon 23 Jahre lang dieses Amtes waltet und alle seine Schäflein kennt, hatte zu diesem Dienst aufgerufen. Dem Pfarrer zuliebe kamen sie, wer kommen konnte. Es stand ein großes Fest bevor: Am Sonntag wird der Bischof kommen. Zur Firmung.

Die Hopfgartner sind stolz auf ihre Kirche, die so glanzvoll und mächtig auf dem hohen Podest steht, gut drei Stockwerke über dem Marktplatz, vom übergroßen

Hl. Johannes von Nepomuk schon beim Stiegenaufgang abgeschirmt und bewacht. Wer Hopfgarten fotografieren will, beginnt wie selbstverständlich bei dieser herrlichen Kirche mit der Hohen Salve als Hintergrund.

An diesem 14. Juni 1932 sind die im freiwilligen Arbeitsdienst eingesetzten Frauen nach hartem Tagwerk um 5 Uhr abends fertig. Sie empfangen noch den Dank ihres freundlichen Pfarrherrn. Nun sind alle in bester Stimmung. Es wird ein schönes Kirchenfest werden.

Am gleichen Abend, etwas nach halb 11 Uhr, geht der Kupferschmied Josef Salvenmoser über das Pinzgerbrückl gegen den Marktplatz. Da hört er ein sonderbares Prasseln, als ob ein schwerer Regen niederginge. In die Höhe schauend, sieht er beim ersten Dachfenster der Kirche hinter dem westseitigen Turm eine Flamme züngeln. Eben kommt auch der Unterbräuwirt daher. Er erblickt ebenfalls die Flammen, läuft sogleich zurück in sein Haus, holt dort sein Flügelhorn und bläst Alarm.

Im nächsten Moment hat man auch in dem am Marktplatz gelegenen Gasthaus „Oberbau“ den Ausbruch des Brandes wahrgenommen. Der Wirt hat dort mit Franz Bachler und Alois Lechner Karten gespielt. Da ruft Bachler, der kurz auf dem Abort gewesen ist, in die Gaststube hinein: „Die Kirche brennt!“ Lechner springt erschrocken auf, rennt um sein Flügelhorn und bläst ebenfalls Alarm.

Die Flammen schlagen bald zehn bis 15 Meter hoch gegen den Himmel. Das Feuer verbreitet sich rasend schnell über das gesamte Schindeldach des Kirchenschiffes und erfasst auch gleich die Schindelbedachung der beiden Türme. Ein schauriges Bild, das die gesamte Bevölkerung in einen panischen Schrecken versetzt.

Die Gendarmerie veranlasst über die Bahnstationen den Großeinsatz aller Feuerwehren von Wörgl bis Kitzbühel. Die durch viele Einsätze geplagte Feuerwehr von Hopfgarten hetzt zu einem aussichtslos scheinenden Kampf. Dann kommen noch die Wehren von Kitzbühel, Kirchberg, Brixen i.Thale, Westendorf, Kelchsau, Itter, Bruckhäusl, Kastengstatt und Wörgl zum Einsatz; 6 Motorspritzen pumpen gewaltige Wassermassen auf das Brandobjekt und dessen Umgebung. Da die Hydranten zu wenig Wasser liefern, muss es auch vom Schwimmbad im Höger Graben hergepumpt werden. Einige benachbarte Häuser, die ja fast ausnahmslos mit Holzschindeln eingedeckt sind, haben bereits Feuer gefangen. Es sind dies das Platzmetzgerhaus, das Kupferschmiedhaus und eine nahegelegene Holzhütte. Aber es gelingt immer wieder, das Feuer abzutöten. Die Brandhitze steigert sich ins Unerträgliche. Glutbrocken sprühen explosionsartig nach allen Richtungen. Man ist dabei, aus den nahegelegenen Häusern Möbel, Bettzeug und andere Sachen in Sicherheit zu bringen. Damit steigert sich das Chaos, und die Angst nimmt Formen an, dass der wirkungsvolle Einsatz der Feuerwehren zunehmend in Frage gestellt ist.



*Kirchenbrand am 14.6.1932*

Die Leute müssen gezwungen werden, Möbelstücke und andere brennbare Sachen in den Häusern zu belassen. Auf vielen Hausdächern sind Leute mit Wasserkübeln, um rechtzeitig eingreifen zu können.

Es ist ein unheimliches Krachen und Zischen. Unbeschreiblich das Getöse, als die Glocken – diese schönen Glocken! – von den beiden Türmen in die Tiefe stürzen und bersten. Höchst erregte Kommandorufe, gellende Schreie und stets das nach allen Richtungen Glutteile speiende Riesenfeuerwerk. Man findet am nächsten Tag sogar in dem vier Kilometer entfernten Dorf Itter „Glun“, verkohlte Holzteile. Obwohl Windstille herrscht, was allgemein als großes Glück bezeichnet wird. Sonst wäre der ganze Markt abgebrannt.

Der Mesner, der Benefiziat und andere Leute, unter ihnen Franz Bachler, schaffen, solange es möglich ist, aus dem Inneren der Kirche Meßgewänder, Kirchenggeräte und andere Sachen heraus und bringen sie in Sicherheit. Bachler holt sogar eine Statue.

Den tapferen Feuerwehrmännern gelingt es, das Innere des Kirchenschiffes vor dem Ausbrennen zu bewahren. Durch den geballten Einsatz der Feuerwehren und die Mithilfe der Bevölkerung kann der Brand mehr und mehr lokalisiert werden. Um 3 Uhr früh ist die ärgste Gefahr gebannt. Drei Feuerwehrmänner sind beim Einsatz verletzt worden.

Als der neue Tag anbrach, sah man statt der prächtigen Kirche eine rauchende Ruine. Der ganze Dachstuhl, beide Türme mit den Glockenstühlen, Dächern und Gesimsen, alle Glocken und der Ventilatormotor vollkommen zerstört; das Dach und der erste Stock der westlichen Sakristei teilweise vernichtet. Die auf dem Dachbodenraum der Sakristei verwahrt gewesenen Sachen sind verbrannt. Zum Glück blieb das Kircheninnere mit der Orgel, den Altären, Bänken und anderen Ausstattungen erhalten. Der Schaden war enorm.

Bei den Aufräumarbeiten, die in den folgenden Tagen in Angriff genommen wurden, gab es noch ein Todesopfer. Der junge Landarbeiter Josef Achrainer wurde von einem herabfallenden Gesimsbrocken erschlagen.

Die Firmung fand in einer unbeschreiblich traurigen Stimmung auf dem Friedhof statt.

Indessen versuchte man unter Heranziehung von Fachleuten die Ursache des Brandes zu klären. Diese ließ sich aber nicht mit Sicherheit feststellen. Man hielt es für möglich, dass jemand unvorsichtig gehandelt habe, etwa durch Wegwerfen eines brennenden Zigarettenstummels. Noch eher war ein „schleichender Kurzschluss“ der Elektro-Anlage denkbar. Zusammenfassend also „kein positives Resultat“. Nach den vielen vorgekommenen Brandlegungen lag natürlich nahe, dass auch hier Brandstifter am Werk waren. Aber es fehlte an Beweisen. Und jene drei Burschen, die es wussten, wie der Brand entstanden war, erfreuten sich noch ein volles Jahr ihrer Freiheit, die zu beispielloser Bosheit missbraucht wurde....

Zur Ermittlung von Personen, die absichtlich oder fahrlässig gehandelt haben könnten, wurde eine Gerichtskommission eingesetzt. Die nach Hopfgarten beorderten Kriminalisten der damals bestehenden „Landespolizeistelle“ arbeiteten im wahrsten Sinne des Wortes „fieberhaft“ (ein Ausdruck, der von den Journalisten geprägt wurde und als zweideutig aufgefasst werden konnte, weil er nicht nur den Eifer charakterisierte, sondern auch fehlerhafte oder falsche Resultate andeutete). Ein solches Fehlresultat bezog sich auf einen 19 Jahre alten, harmlosen Burschen aus Hopfgarten aus armer Familie. Der gute Peter D. hatte wie schon oft – auch am

Tag vor dem Kirchenbrand – beim Mesner den Schlüssel geholt, um die Turmuhr aufzuziehen. Das händische Glockenläuten war damals eine Aufgabe, zu der ständig brave Helfer benötigt wurden. Peter D. konnte sich dabei einige Groschen verdienen, er hatte sonst keine Beschäftigung und hielt sich nicht ungerne im Glockenturm auf. An diesem 14. Juni waren 17 Frauen mit dem gründlichen Putz beschäftigt, einige Mädchen packte die Neugier, um einmal in den Glockenturm zu kommen, der unversperrt war, wobei sie den Peter D. antrafen. Und von einer Schulklasse, die damals im Pfarrhof untergebracht war, wurde Peter D. rauchend im Turmfenster gesehen, von wo er einem unten vorbeigehenden „Joggl“ zurief. Bei der Vernehmung des Peter D. stieß man auf eine Reihe von Ungereimtheiten und Widersprüchen, und so schien sich um den körperlich und geistig nicht gerade vorteilhaft ausgestatteten, von manchen Leuten gehänselten Burschen, eine verhängnisvolle Verdachtskette zu schließen. Bis schließlich alle Widersprüche aufgeklärt waren, verging eine wertvolle Zeit. Eine für die rasche Aufklärung verlorene Zeit?

Das Schwurgericht brachte den Brand der Hopfgartner Pfarrkirche erst in der Schlussphase zur Sprache. Wieder einmal sprühten aus Lechners Schilderung Hohn und Bosheit: „Wir haben schon öfter davon geredet, dass der Tempel einmal brennen müsst. Bachler hat gemeint, da kommen wir nicht heran. Das wär nicht schlecht, hab ich gesagt, da wird ich einmal probieren. Der Clementi hat den Aufpasser gemacht. Ich bin hinaufgestiegen, hab die Mauerhaken herausgenommen und bin, weil ich gesehen habe, dass auch das Fenster wegzuheben ist, nach Hause. Der Clementi hat nicht die richtige Schneid gabt, ich glaub, er hat sich gefürchtet. Ich hab daher den Clementi links liegen gelassen und hab mich an den Bachler gehalten, der sofort mitgetan hat. Wir haben auf die Glocken hingschaut und uns schon gfreut: die werden schön kugeln, a Toifslfoier werds abgebn! Wir haben ghofft, das der Turm umfällt und dann das ganze Dorf zum Brennen kommt. Wie der Brand ausbrochen ist, bin ich schnell nach Haus und hab Alarm blasn. Wie ich zurückkommen bin, ist schon die ganze Kirch in Flammen gwesen. G löscht hab ich nicht, nur blasn oder den Gendarmen zughört, was die da redn.“

Die Brandlegung ging so vor sich: Lechner und Bachler stiegen an der vorher probierten Stelle in den Ostturm der Kirche. Lechner hatte eine Kerze und Hobelspäne mit. Beide gelangten in die Läutestube und durch die offene Türe in das Innere der Kirche. Von dort stiegen sie über die Stiege zur Empore und dann weiter in den Turm hinauf bis zu einer Maueröffnung, die in das Unterdach der Kirche führt. Lechner leuchtet mit einer abgeblendeten Taschenlampe. In einem am Dache befindlichen Holzverschlag befestigen sie mit einigen Tropfen Wachs die Kerze am Holzboden, streuten um die Kerze herum die mitgebrachten Hobelspäne und legten darauf die im Dachbodenraum vorhandenen Schindeln, Taxen und anderes brennbares Material. Dann zündeten sie die Kerze an und verließen auf dem gleichen Weg, auf dem sie gekommen waren, die Kirche. Sie kehrten im Gasthaus Oberbau ein und vertrieben sich bis zum Ausbruch des Brandes mit Kartenspielen die Zeit.

An der Löschaktion mochte sich Lechner, wie er erklärte, nicht beteiligen, das wäre ihm doch gar nicht eingefallen; er werde doch nicht zuerst anschüren und dann löschen. Es wäre ihm recht gewesen, wenn nicht nur die Kirche, sondern der ganze Markt in Flammen aufgegangen wäre.

„Schneidig wars schon, es ist alles drunter und drüber gängen“, fügte Lechner noch hinzu, als der Staatsanwalt fragte, ob er diesmal auf seine Rechnung gekommen sei.

Clementi sucht in der Verhandlung seine Mitwirkung bei dieser Brandlegung in Abrede zu stellen, was den Lechner zu den schon bekannten Aussprüchen veranlasst: „Das ist Wauwau, das is a Blödsinn!“

Dass bei der Aufräumung ein junger Mann erschlagen wurde, berührte Lechner nicht, im Gegenteil: „Is eh koa Schad gewesn, wenn´s ihn erschlagn hat!“ Ein anderes Mal sagte er dazu: „Der hat an schönen Tod ghabt, an solchen wünsch i mir a.“

### **„Kein Glockenton, kein Stundenschlag mehr“**

Aus der Festrede anlässlich des großen 100-Jahr-Jubiläums der Freiwilligen Feuerwehr Hopfgarten am 11. April 1970, von Franz Stöckl, der die schwerste Zeit von 1929 bis 1933 selbst als Obermaschinist miterlebt hatte:

„Bis zum Jahre 1929 unterlag der Markt Hopfgarten durchwegs einer ruhigen und normalen Entwicklung. Der damals hier vorherrschende Spruch „Hopfgarten brennt nicht“, hatte seine Berechtigung. Doch die folgenden Jahre bis Mitte 1933 waren für Hopfgarten eine Zeit des Schreckens ohne Ende, ein Zeitabschnitt, in dem Brände, Morde, Raubmorde und Diebstähle an der Tagesordnung waren. Für unsere Wehr waren diese Jahre eine Zeit der allerhärtesten Prüfung und größten Opfer.“



*Franz Stöckl, seinerzeitiger Maschinist der FF Hopfgarten, später Kdt.Stv.*

Den Höhepunkt dieser Angst- und Schreckenspsychose bildete wohl jene Nacht vom 14. auf 15. Juni 1932, als unsere herrliche Pfarrkirche lichterloh brannte und eine Hitze herrschte, dass die Fensterscheiben barsten und man sich ohne Bedeckung im engeren Markt nicht mehr bewegen konnte. Es war einfach grauenhaft, wie zwei große Fackeln brannten die Türme und erhellten die Nacht. Die Glocken fielen

herunter und plumpsten in die zischende Glut, markerschütternde Schreie durchgellten die Nacht. In Eile rafften die Frauen die notwendigste Habe zusammen und flohen zu weiter entfernten Verwandten oder Bekannten. In welcher großen Gefahr unser Markt damals schwebte, kann wohl nur der ermessen, der das persönlich miterlebt hat. Überall züngelte es auf, die brennenden Kirchendachschindeln flogen wie Papierfetzen bis nach Itter hinaus. Die Leute standen mit gefüllten Wassereimern auf den Dächern. Nur der Windstille und dem Einsatz aller ist es zu danken, dass nicht der ganze Ort in Schutt und Asche gefallen ist.

Als der Morgen graute und man unsere Pfarrkirche, den Dom des Brixentales, in den Trümmern sah, kein Glockenton mehr zum Gottesdienst lud und kein Stundenschlag mehr die Zeit kündete, da bemächtigte sich der Bevölkerung eine große Verzagtheit. Es war, als ob alles tot wäre....

Die fünf Tage darauf anberaumte Firmung wurde im Friedhof angehalten, da die Kirche wegen Einsturzgefahr der Gewölbe versperrt war. Am Friedhofeingang wurde ein Gerüst erstellt, wo zwei Glocken von der Kapelle Elisabethen angebracht wurden.“

Zur Aussage des Bachler bestand nur insofern keine Übereinstimmung, als dieser behauptet hatte, dass bei der Brandstiftung Benzin verwendet wurde. Dazu Lechner: „Das ist nicht richtig, da kommt ihm alles durcheinander.“

Am nächsten Tag habe sich Lechner, wie Bachler angab, gebrüstet: „Ich hab es schön ghabt, ich hab blasn, getan hab i nix; i hätt nit glabt, dass die Kirch´allein niedergeht.“ Clementi sagte am nächsten Tag zu Bachler: „Ein schneidiger Brand war´s schon.“

Anton Clementi, mit seiner Familie neben dem Gasthaus Pechl am Fuße der Kirche wohnhaft und daher durch den Kirchenbrand in höchstem Maße gefährdet, wollte bei dieser Brandlegung nicht mittun. Er hatte aber von Lechner und Bachler den Auftrag erhalten, am Marktplatz auffällig herum zu stehen, damit niemand sagen könne, dass er etwa auch dabei gewesen wäre. Dann sollte er in ein Gasthaus gehen und warten, bis der Brand wahrgenommen werde.

Aber Clementi bekam Angst, hielt sich zu Hause auf und sah sich genötigt, mit der Familie das Haus auszuräumen. Dabei erschienen auch Lechner und Bachler, um zu helfen. Nachträglich meinte Lechner zu Clementi: „Da hätt´s euch nit fürchtn brauchn, wenn dö Kirch brennt, muaß ma´s brenna lassn und zeascht dö Häuser rettn.“

Lechner gab bei dieser Gelegenheit folgende Verhaltensregel aus: „Wenn einer von uns aufkommt, darf keiner den anderen verraten. Wenn einer sitzt, müssen die anderen gleich in der nächsten Nacht Brände stiften. Auch wenn einer nur so bei einem Brand als verdächtig angehalten und wieder ausgelassen wird, so muss ein anderer am nächsten Abend, wenn er bestimmt weiß, dass der Verdächtige zu Hause ist und hierfür auch Zeugen hat, einen Brand legen.“

Zum Abschluss dieses Faktums fragte der Vorsitzende: „Jetzt ist eine Zeitlang Ruhe gewesen. Hat euch das Gewissen gedrückt?“

Darauf Bachler: „Das Gewissen hat uns nie gedrückt, aber die Lage ist gespannt worden und der Felser ist energisch dreingefahren.“

Rund zwei Wochen nach diesem Brand wurde das Gendarmeriekommando in Hopfgarten von einem neuen Kommandanten übernommen: Revierinspektor Adolf Felser, ein unerhört dienstbeflissener, energischer Beamter, der in der Folge ohne Rücksicht auf seine Gesundheit fast Tag und Nacht und bei jeder Witterung im Einsatz war.

Am 19. Juni 1932 behandelte der Gemeinderat der Marktgemeinde Hopfgarten wieder einmal ausführlich die äußerst fatale Situation, die durch die vielen Brandlegungen ein insbesondere durch den Brand der Pfarrkirche entstanden ist. Es wurde ein verschärfter Feuerwachdienst aktiviert, wodurch die Brandstifter von weiteren Taten abgehalten und womöglich ausgeforscht werden sollten, aber auch die äußerst empörte und verängstigte Bevölkerung etwas beruhigt werden könnte.

### **Verschiedene Verbrechen und Absichten**

Nach dem Brand der Kirche hatte es den Anschein, als ob in Hopfgarten nun Ruhe eingetreten wäre. Dass diese Ruhe nur scheinbar war, wussten allerdings nur Lechner, Bachler und Clementi. Während die der Kirche verbundenen Einwohner mit Eifer dazu beitrugen, dass das Kirchendach bis zum Einbruch des Winters wieder eingedeckt wurde, ging bei den Brandstiftern das böse Trachten nach weiteren schlechten Taten weiter. Lechners Ideen schienen keine Grenzen gesetzt zu sein. Sie kreisten aber weiterhin um Mord und Brandlegung.

Vor allem um Mord. Am liebsten würde man jene wegräumen, die am meisten im Weg waren und gefährlich werden könnten. Die verdammten Gendarmen! Vor diesem neuen Postenkommandanten, dem Felser, müsste man sich in Acht nehmen! Wenn der einen erwischt...Man müsste ihm etwas antun. Ihn irgendwie aus dem Hinterhalt...oder man könnte eines seiner beiden Kinder umbringen. Seine Tochter, die täglich mit dem Zug in die Wörgler Bürgerschule fährt, könnte man leicht auf dem Wege zum Bahnhof Hopfgarten abpassen und zwischen den Bretterstößen hineinreißen. Dann wäre es einfach; Man schneidet dem Mädels den Kopf ab und legt diesen vor die Kanzleitür des Gendarmeriepostens.

Auch dem Inspektor Klotz, diesem Schnüffler, wäre man längst etwas schuldig. Man sollte ihn umbringen, ihm den Kopf abschneiden und diesen mit aufgesetzter Kappe beim Posten auf den Fensterstock stellen. Dann hätte man seine Pistole, die man gut gebrauchen könnte. Und die anderen Gendarmen müssten Angst kriegen. Abmurksen müsste man auch die Maria Vorhofer, die ein Standl hat und mit der kürzlich der Felser gesprochen hat. Man müsste viele umbringen: Den Zimmermeister Jesacher, der sicherlich Geld hat, und mit ihm seine Frau und die Magd. Oder den Sägewerksbesitzer Jakob Thaler und den Hintingerbauern.

Einige Personen, deren Ermordung konkret geplant war, wurden in früheren Kapiteln bereits genannt, so Lechners Ziehvater Alois Leithner, die Lehrerin Anna Pezzei von der Volksschule Penning, der Briefträger Josef Miele, der Ziegeleibesitzer und Bürgermeister Josef Müller....

Im Verlaufe der Gespräche im Kreis der „drei Teufel“ wurden noch viele genannt: Der Kaufmann Sabinus Achrainger und seine Frau Theresia, die Geschäftsfrau Mathilde Klemm, der Krämer Simon Jessacher und seine Frau und deren Magd, der Installateur Ludwig Bucher, der Schneidermeister Salcher, die Trafikantin Theresia Achrainger, die Kioskinhaberin Maria Vorhofer, dann auch noch Frieda Exenberger, Anna Koidl und Frieda Trebo (damals Braut des Bruders von Anton Clementi).

Und Anton Clementi selbst habe manchmal bei solchen Erörterungen eine „grausige Angst“ gepackt, dass auch er ein Mordopfer werden könnte, denn er hatte fallweise über Auftrag des Postamtes Poststücke zuzustellen. Er habe später aus Angst vor Lechner sein Schlafzimmer abgesperrt und oft schreckliche Träume gehabt, wie jemand bei ihm ein Messer ansetze ...

### **Wenn jemand Geld haben könnte...**

Besonders gefährdet waren Frauen, die Geld zu kassieren hatten, wie Frieda Trebo, die im Kino Kassierin war, oder Anna Koidl, Uhrmachermeisterin im Markt, und so wurden nach der Verhaftung der Täter intensive Ermittlungen durchgeführt, welche Beobachtungen die genannten Frauen selbst gemacht hatten.

Maria Vorhofer, Inhaberin eines Kiosk, konnte sich gut erinnern, dass Lechner, Bachler und Clementi öfters in ihrer Nähe waren, sie hatte mit Bachler auch einmal Karten gespielt und konnte natürlich nicht ahnen, dass Bachler sie mit seinen Kumpanen bei einem Kartenspiel in ihrer Wohnung umbringen und berauben wollte.

Auch Theresia Achrainger, Inhaberin einer Tabaktrafik, wurde von den drei Burschen wegen der damals billigen Flirt-Zigaretten aufgesucht (da nur Lechner Raucher war, dürften Bachler und Clementi für andere Personen die Flirt gekauft haben). Auch ihr war natürlich bewusst gewesen, dabei beobachtet zu werden, wie sie das Geld bei Geschäftsschluss in ihre Handtasche verstaute, um den Heimweg anzutreten.

Als Mordwerkszeug hatten sie längere Zeit beim „Pechloch“ (versteckte Nische beim Gasthaus Pechl) eine Turnerhantel versteckt.

Um sich und seine Freunde für solche Taten zu stimulieren, wiederholte Lechner lustvoll die empfohlene Vorgangsweise: derweil die anderen aufpassen, würde er der betreffenden Person „das Messer ins Kreuz eini lassn“, und Frauen würde er „solang sie noch warm sind...“

Es ist ja nach 60 Jahren noch unmöglich, alle Lechner-Sprüche wörtlich wiederzugeben.

Das besondere Augenmerk der Gewalttäter galt Bauern, die nebenbei als Viehhändler Geschäfte machten und gerne in Gasthäuser einkehrten.

Da Lechners Ziehvater oder sein Ziehbruder auch die Gemeindewaage zu bedienen hatten, konnte Lechner Handelschaften beobachten, die sogleich die Vermutung auslösten, dieser oder jener habe heute Geld bei sich.

## **Einen Zug entgleisen lassen...**

An einem Oktoberabend des Jahres 1932 will Lechner eine ganz tolle Sache drehen.

Er begibt sich gegen 10 Uhr abends in das Windautal, und zwar ganz hinein, wo sich im Verlaufe der langen Eisenbahnschleife die etwa 40 Meter hohe Eisenbahnbrücke über das Tal spannt. Er hat einen Radschuh bei sich und legt diesen an einer Stelle auf ein Gleis, dass der Zug nach seiner Entgleisung über die Brücke in die Tiefe stürzen sollte. In seiner von grenzenloser Bosheit beherrschten Vorfreude, was sich hier ereignen wird, entfernt er sich. Bald darauf kommt aus Richtung Windau ein Lastenzug und nähert sich der Brücke. Jetzt – jetzt müsste es sein! Lechner hält seinen Atem an. Aber der Zug setzt ohne Hindernis seine Fahrt fort. Später fährt ein Zug in die entgegengesetzte Richtung. Wieder passiert nichts. Da flucht Lechner enttäuscht. Er kann sich das Versagen nicht erklären. Auch sonst hat diesen Anschlag nie jemand wahrgenommen.

Lechner überlegt, wie ein Zug „verlässlich“ zum Entgleisen gebracht werden könnte. Er nimmt sich vor, an einer geeigneten Stelle eine Schiene loszuschrauben und nach außen zu biegen. Aber er kommt nicht dazu.

Diese Vorhaben kamen dem Gericht erst wenige Monate vor der Schwurgerichtsverhandlung (Juli 1934) gegen Lechner, Bachler und Clementi zur Kenntnis. Sie bildeten keinen Punkt in der Anklage. Alois Lechner hatte diesbezüglich gegenüber dem Untersuchungsrichter oder Kriminalbeamten nie eine Erwähnung gemacht, auch seine Komplizen nicht.

Wohl aber erzählte Lechner davon einem Mithäftling, der wegen Brandlegung zu vier Jahren Kerker verurteilt wurde. Es wurde dann Bachler ins Verhör genommen, der seine Erinnerungen ohne Rückhalt zu Protokoll gab. Demnach habe Lechner anlässlich eines Spazierganges unvermutet gesagt: „Weißt, i hab iatz a Idee, bei der Hohen Brücke in der Windau, da könnten wir einmal einen Zug hinunterlassen, dös müassat guat geh, do rüahrat si gwiß neamb meah. Man müassat direkt a Gleis aussigwagn. Do fliagt ois obi und hin wa ois, do kam´neamb meah aus, und bis eppa dahea kam´, häd ma ois auskrabt (ausgeraubt).“

Aber Bachler sei damit nicht einverstanden gewesen: „Du bist ja wahnsinnig, da warn waswieviel Leut hin und der Bahnwächter...“ „Ja, den Bahnwächter müsst ma eben vorher auf die Seit´ räumen“, war die Meinung des Lechner. Bachler habe von Lechners Vorhaben auch dem Clementi erzählt. Dieser sei damit auch nicht einverstanden gewesen und habe gesagt: „Ideen hat er schon...“

Später habe Lechner vom Verladeplatz der Ziegelei einen Radschuh geholt und vor einem aus Richtung Kitzbühel kommenden Lastenzug aufs Gleis gelegt. Dabei habe er erwartungsvoll wiederholt gesagt: „Schaun, ob´sn nit lupft.“ Es gab dann einen Knall, wie wenn ein Schmied mit einem schweren Hammer auf den Amboss schlagen würde, und Lechner sagte enttäuscht: „Dös hätt´i nit glabt, daß´s den Zug nit außihebt.“

## Lechners Wildereien

Die von Lechner und Bachler begangenen Wilddiebstähle waren zwar nicht Gegenstand des Prozesses vor dem Geschworenengericht. Lechner hatte sich erst im April 1934, fast zehn Monate nach seiner Verhaftung im Juni 1933, zu freimütigen Aussagen anregen lassen. In Erinnerung an abenteuerliche Erlebnisse und Begegnungen mit den Jägern musste er sogar lachen. Rückschauend meinte er: „Mei ganze Freud wär gwesn, a Jaga z´werden. Hätten si mi nua lassn, nacha wär heut alls nit so, doscht wa i koa Brandleger und koa Mörder wordn. S`Jagan wa mei hauptsächlichste Freud gwesn.“

Auf die Ermunterung, nun auch zu sagen, was er gewildert habe, gab Lechner an: „Mir ist es jetzt gleich, jetzt sag ich auch das, aber die Leute, denen ich Fleisch gegeben habe, verrate ich nicht, wenn es nicht so aufkommt.“

Er habe Freunde gehabt, die ihm ein Flobertgewehr geliehen haben. Einmal habe er in der Nähe der Kälberalpe am Salvenberg auf eine Rehgeiß geschossen, sie habe einen Hupfer gemacht, er habe auch den Schweiß (Blutspuren) gesehen, jedoch die Rehgeiß nicht mehr zum Schuss bekommen. Danach habe er in der Nähe der Kraftalm eine Rehgeiß („eh eppas Lobs“) geschossen, aufgebrochen und im Rucksack verpackt. Beim Heimweg hatte er Pech: Einer der „Schusterbuben“ (die Aufsichtsjäger Peter und Jakob Rabl) hatte den Lechner, der eine Waldmaske trug, gesehen und lief ihm nach. Lechner rannte davon und musste dabei den Rucksack fallen lassen.

Gemeinsam mit Bachler wilderte Lechner mit einem Flobertgewehr in der Nähe des Seebruchanwesens am Salvenberg, schoss dabei eine Rehgeiß an, konnte sie aber nicht erwischen.

Im Langen Grund südlich von Kelchsau, in Richtung des Feldalphorns, hatte Lechner mitten im Sommer einen Gamsbock geschossen und diesen auch schon im Rucksack verwahrt, als der Jäger Sonnleitner in die Nähe kam. Lechner lief über die Jagdgrenze zum Wörgler Jagdgebiet hinüber, so dass ihn der Jäger nicht mehr erwischen konnte. Dieser schrie ihm aber mehrmals das für Wilderer gebrauchte Schimpfwort „Lump“ nach.

Von der Theaterbühne beim Michlwirt hatte Lechner einen Mannlicher Stutzen gestohlen und mit diesem gewildert. Im Darbley'schen Jagdgebiet, und zwar im Kahlbachgraben (Langer Grund), schoss er eine Hirschkuh (Tier), wurde beinahe ertappt und konnte zur Flucht nur einige Fleischstücke mitnehmen.

Im Lehenwald am Salvenberg schoss er im Jagdgebiet des Forstrates Zötl die sieben oder acht hier vorhandenen Rehe fast alle ab, später noch einmal vier oder fünf Rehe. Die Rehe hat er hier fast ausgerottet.

Wiederholt war er auch auf dem Lengenerberg, Gemeindegebiet Itter, wo er manchmal ein Flobert versteckt hatte. An einem Sonntagnachmittag wollte er ursprünglich eine ihm bekannte „Thresl“ aufsuchen. Als er sie nicht traf, begab er sich in den Wald und wilderte eine Rehgeiß.

Beim Wildern war Lechner oft in Gesellschaft anderer Burschen. Ihre Wege führten vorzugsweise in das Darbley'sche Jagdgebiet im Langen Grund, wo einer seiner Kollegen einmal mit dem Jäger Sonnleitner einen Schusswechsel hatte (zwei Wilderer wurden damals ausgeforscht, jedoch Lechner konnte sich geschickt verdrücken und wurde auch nicht verraten).

In der Bahnhofrestauration von Hopfgarten hörte Lechner den Aufsichtsjäger Filzer erzählen, dass dieser heute im Schnee oberhalb der Restauration die Spur eines verlaufenen Hirsches gesehen habe. Es gab zu dieser Zeit sehr viel Schnee, doch Lechner holte sein Flobertgewehr, watete durch die Gegend, konnte den Hirsch tatsächlich ausmachen und gab auf diesen einen Schuss ab. Der Hirsch war offensichtlich angeschossen worden (Schweißspuren), jedoch in Richtung Itter davon. Lechner hatte die Spur weit verfolgt, musste aber die Verfolgung endlich aufgeben, weil er vollkommen erschöpft war...

Diese Wilderergeschichten des Alois Lechner bedürften natürlich einer langen Fortsetzung. Aber sie sind – abgesehen von gewissen Rücksichten – nur am Rande des schwerwiegenden Geschehens in Hopfgarten einzuordnen. Sie geben aber doch einen interessanten Einblick in die Situation von damals, als nicht nur der Leidenschaft wegen, sondern vielfach auch aus der Notlage gewildert wurde.

Auch Lechner, Bachler und Clementi waren vom bitteren Los der Arbeitslosigkeit betroffen; dem Lechner wurde von seinen Zieheltern allerdings die Arbeitslosen- und Notstandsunterstützung bedingungslos überlassen, er hatte für Unterkunft und Kost nichts zu bezahlen.

Einmal wurde Lechner, der mit zwei Freunden im Lehenwald ein Reh gewildert hatte, doch beim Wildern erwischt. Sie hatten ein Reh geschossen und wurden gleich darauf vom Gendarm Haller festgenommen. Das geschossene Reh konnte von den Wilderern noch versteckt werden. Nun behaupteten die drei Burschen übereinstimmend, sie hätten einen Hasen geschossen (dieser konnte natürlich nicht gefunden werden). Die Wilderer wurden wegen des Hasendiebstahles angezeigt und erhielten vom Gericht eine geringe Strafe.

### **Gasthäuser, Bauern, Handelschaften**

Ion Hopfgarten war damals manches anders. Zwar gibt es heute im Markt nicht weniger Wirtshäuser. Aber damals wickelten die Bauern – der jahrhundertalten Übung des Marktbetriebes folgend – ihre Handelsgeschäfte fast durchwegs in einem der vielen Gasthäuser ab. Auf jeden Fall wurde die Rechtsgültigkeit des Geschäftes nachträglich mit einem Liter Roten besiegelt. Man handelte mit Begeisterung und Leidenschaft. Schon die Schulbuben übten sich: Zuerst beim Handel mit Kitzen, dann mit Schafen und Geißen, später mit Kälbern und nachdem der Jüngling meist einige Sommer auf der Alpe verbracht hatte, auch noch mit Kalbinnen und Kühen. Wer es dabei zu etwas bringen wollte, musste pffiffig, ein guter Tierkenner und noch mehr ein guter Menschenkenner sein.

So kamen die Bauern vom Salvenberg, Schwaigerberg, Gruberberg, Glantersberg, Katzenberg, Penningberg, Grafenweg, Bruckberg und Itter-Barmerberg, insbesondere zu Marktzeiten in den Markt, um aus ihrem Handel einen guten Erlös zu erzielen. Im Übrigen hatte man in einem der vielen Gasthäuser Gelegenheit, sich

gegenseitig „auszuzachen“. So kehrte man also ein: Beim „Michlwirt“, beim „Postwirt“, beim „Zipfl“ (Traube), beim „Stitz“ (Strasserwirt), beim „Oberen“ oder „Unteren“ (Oberbau, Unterbräu), beim „Pechl“ (Pechlwirt), gleich daneben beim „Krämer“ (Krämerwirt) oder „Bachler“ (Rosenwirt), beim „Diewald“ (Krone), beim „Badl“ (Bad Salve), in der „Resti“ (Bahnhofrestauration) oder gar draußen in der „Haslau“ oder beim „Hutmann“.

Die Gepflogenheiten der Bauern waren auch anderen Hopfgartnern bekannt, die oft nicht weniger interessiert waren, dabei zu sein, wenn es etwa um einen Roßhandel ging. Auch Lechner und Bachler beobachteten einmal beim „Michlwirt“ einen solchen Handel zwischen dem Moosnerbauern und dem jungen Stegerbauern, wobei einem der beiden unbemerkt zwei Hundert-Schilling-Scheine unter den Tisch fielen. Schon glaubten Lechner und Bachler, die beiden Hunderter „kassieren“ zu können, da hob die Kellnerin das Geld auf und gab es dem Eigentümer. Für diesen war in diesem Augenblick unausgesprochen das Todesurteil gefällt. Ein unbewusst guter Einfall dürfte sich als lebensrettend erwiesen haben: Er gab vor, ins Gasthaus „Hutmann“ zu gehen. Dort wurde er von den beiden Verfolgern nicht angetroffen ...

### **Mordversuch am Moosnerbauern**

In diesem Sommer 1932, die Zeit ließ sich nie genau feststellen, ist der Moosnerbauer Josef Achrainger durch einen Zufall der Ermordung durch Lechner und Bachler entgangen. Lechner hatte beobachtet, dass Achrainger beim Wirt mit einer Hundert-Schilling-Note bezahlen wollte, aber die Kellnerin nicht wechseln konnte. Lechner vermutete, dass der Bauer bestimmt noch mehr solche Geldscheine habe. Deshalb begab er sich zu Bachler: „Dem müssen wir heute aufpassen. Den steche ich heute ab. Ich geh jetzt mein Messer holen.“

Während Lechner sein Stichmesser holte, hielt Bachler Vorpaß. Dann begaben sich die beiden Mordgesellen zu dem Abkürzungsweg, der von der „Kühlen Luft“ in Richtung zum Moosnerbauern führt. Nach einer halben Stunde sahen sie den Bauern schon daherkommen. Es war noch Tageslicht. Lechner hielt sein Messer schon stichbereit in der Hand. „Du reißt ihn nieder, und ich stech ihm das Messer in die Gurgel“, wies er seinen Mittäter an.

Dann griff – wie so oft – der Zufall ein: Der Bauer benützte nicht den gewohnten Abkürzungsweg, wo die Mörder passten. Er wanderte ausnahmsweise auf dem bequemeren Grafenweg seinem Hof zu. Die Verfolgung wagten die Mordgesellen bei hellem Tag doch nicht. Ein Jahr später ereilte den bedrohten Moosnerbauern dann doch das Schicksal: Er wurde von Bachler bestialisch ermordet. Haben die Mörder alle ihre Versuche und Absichten zugegeben? Als die missglückten Anschläge auf den Siebererbauern Sebastian Leitner und den Moosnerbauern Josef Achrainger nach der Verhaftung der drei Mörder und Brandstifter bekannt wurden, gab es nicht wenige, die sich erinnern konnten, von diesen verfolgt worden zu sein.

So ist ein damals in Itter wohnhaft gewesener Mann, der zur Zeit der „drei Teufel“ gelegentlich bei der Hopfgartner Musik mitwirkte und hernach manchmal ein wenig Karten spielte, überzeugt gewesen, dass er einmal von Lechner und Bachler beim „Zipflwirt“ in der Absicht zum Kartenspielen und längeren Verweilen bedrängt wurde, um so den Eintritt der Dunkelheit abzuwarten, worauf er auf dem Heimweg nach Itter ermordet und beraubt werden sollte.

Ein Bauer vom Grafenweg gab ein Erlebnis zur Zeit des Oktobermarktes im Jahre 1932 erst im Jahre 1936 bei der Gendarmerie an. Er ist überzeugt, dass er der Ermordung durch Bachler und Lechner nur durch Zufall entgangen ist, weil im entscheidenden Moment auf dem durch den Wald führenden Grafenweg oberhalb des Wasserbassins gerade zwei Bäuerinnen aus der Wildschönau, die sich auf einer Wallfahrt befanden, entgegengekommen sind. Den Vorgang schildert der Bauer wie folgt:

„Zum Kirchweihmarkt im Oktober 1932 habe ich zwei Kühe aufgetrieben. Ich ließ sie auf der Gemeindewaage in Hopfgarten abwiegen. Die Waage wurde vom Tischlermeister Leithner bedient. Alois Lechner und Franz Bachler waren als Zuschauer vorhanden und beobachteten auch den Abschluss des Kaufhandels. Als ich hernach im Gasthaus „Post“ saß, kam Bachler zur Eingangstür der Gaststube, sah sich um und verließ den Raum. Später befand ich mich im Gasthaus „Traube“. Da schaute wieder Bachler ins Lokal, wechselte mit der Kellnerin einige Worte und verschwand wieder. Bachler kam mir irgendwie aufgeregter vor. Gegen Abend befand ich mich auf dem Heimweg. Als ich auf dem Grafenweg oberhalb des Müllerteiches

dem Wald zuzuging, sprangen plötzlich zuerst Bachler, der seine rechte Hand unter dem linken Rockflügel hielt, und dann noch Lechner vom Wald heraus und schienen dann zu erschrecken, wobei sie in meine Wegrichtung blickten, wo gerade zwei ältere Frauen entgegenkamen. Ich rief die beiden Burschen an, was los sei, doch gaben sie keine Antwort und sprangen durch den Wald dem Tale zu.“

### **Brand des Bauernhauses Hinting**

Die Bevölkerung hat sich zum Jahresende 1932 einigermaßen beruhigt. Es war eine Art „gespannte Ruhe“, denn man traute dem Frieden nicht recht. Schon in den mehr als drei vergangenen Jahren hat es immer wieder Ruhepausen gegeben, auf die dann umso schlimmere Ereignisse folgten. Die Gendarmerie ist Tag und Nacht unterwegs. Besonders der neue Postenkommandant, Revierinspektor Felser. Man fragt sich manchmal, wann der Mann eigentlich schläft.

Nach den Erfahrungen der vergangenen Jahre, als es anlässlich des Feuerwehrballbesuches immer einen zünftigen Brand zu bekämpfen gab, befanden sich Gendarmen und andere, die von der Feuerwehr als Vertrauenspersonen namhaft gemacht wurden, in einer ständigen Alarmbereitschaft. Der traditionell auf den Faschingssonntag festgesetzte Feuerwehrball fiel im Jahre 1933 infolge der langen Faschingszeit auf den 26. Februar. Bachler war von Lechner lange vor diesem Termin angesprochen worden, wieder Feuer zu legen, damit der Feuerwehrball ein rasches Ende finde. Im gegenseitigen Einverständnis sollte aber schon vorher etwas passieren:

Am 7. Februar 1933 um ungefähr 22.30 Uhr gibt es plötzlich wieder Feueralarm. Vom Lindrain gegen die Hohe Salve zu sieht man einen mächtigen Feuerschein, der weit ins Brixental hineinleuchtet. Die Feuerwehr muss einen schwierigen Weg überwinden, um zum Brandobjekt zu kommen. Es brennt das Bauernhaus „Hinting“, in dessen Nachbarschaft noch mehrere Bauernhöfe, die alle aus Holz gebaut sind, stehen. Weil kein Wasser zur Verfügung steht, wird von Nachbarhöfen die Jauche als Löschwasser verwendet. Das brennende Bauernhaus ist natürlich nicht mehr zu retten, aber das Zuhaus und die Nachbargehöfte bleiben verschont. Am Abend

waren die Knechte David Feiersinger, Rupert Leiminger und Johann Denifl mit Söhnen von Nachbarbauern, Josef und Jakob Hölzl sowie Alois Berger, in der Stube des Hintingerbauern beim Kartenspiel. Die Häuserin hatte sich etwas früher zu Bett begeben (was ihr nachträglich als belastendes Indiz vorgehalten wurde).

Josef Hölzl hatte zwischen 22.15 und 22.30 Uhr den Heimweg angetreten und dabei als erster den Brand in der Tenne wahrgenommen, worauf er mit dem Ruf: „Feuer, brenna tuts!“ alarmierte. Man versuchte mit vereinten Kräften, dem Brand mit Wasserkübeln zu begegnen. Als das Bemühen keine Wirkung zeigte, mussten sich die Helfer auf die Rettung des Viehs und die Sicherstellung von Hausrat beschränken.



*Ruine des Hintinghofes nach dem Brand am 7.2.1933.*

Der weitem bekannte Hintingerbauer Josef Schroll war nicht zu Hause. Er war ganztägig unterwegs, hatte morgens eine Bahnfahrt nach Kitzbühel unternommen und war dann von Ort zu Ort und von Gasthaus zu Gasthaus in Richtung Hopfgarten gewandert. Der ledige „Hintinger“ führte in alkoholisiertem Zustand ziemlich eigenartige Reden. Als er nach Mitternacht – zu Fuß über den Hopfgartner Wald – in Hopfgarten-Haslau eintraf, wurde er sogleich von einem Gendarmen als Verdächtiger in Verwahrung genommen. Es sprachen verschiedene Anhaltspunkte gegen den Abbrändler.

Menschlich noch viel tragischer erging es seiner tüchtigen, von gewisser Erwartung erfüllten Wirtschafterin. Aus der Beziehung zum Bauern wurde ihr unterstellt, sie könnte für ihren Dienstherrn die Brandstiftung unternommen haben, damit der Bauer in den Genuss der relativ hohen Versicherungssumme komme. Die ausgenützte Frau müsste viele unangenehme Fragen und eine mehrtägige Haft erdulden.

Auch die zahlreichen Dienstboten, die vorher vom Bauern nicht gut behandelt wurden und in zorniger Stimmung das Haus verlassen hatten, standen im Verdacht. Anders als die Wirtschafterin, die für den Dienstherrn gehandelt haben könnte, wurden sie verdächtigt, sich am Bauern gerächt zu haben.

Schließlich waren auch die Geschwister des dem Alkohol zugeneigten Bauern peinlichen Verhören ausgesetzt. Ihr Bemühen, die von den gemeinsamen Eltern dem ältesten Sohn überlassene Bauernschaft vor dem Abwirtschafte zu bewahren, könnte negative Beweggründe haben. So böte der Brand des Hintingerhofes reichlichem Stoff einen tragischen Bauernroman.

Die Erhebungen zur Ermittlung des Täters wurden offensichtlich mit einer für die Betroffenen unangenehmen Härte geführt. Dass einwandfrei Brandstiftung vorlag, bezweifelte niemand. Es bestand auch kein Zweifel, dass das Feuer in der Rem auf einem Halm-(Getreidestoppel-)Haufen den Ausgang genommen hatte.

Der Brand war Bachlers Werk. „Der Lechner hat mich wieder zum Ausruckn aufgefordert. Er hat gemeint, sonst hast eh nix z´uan. So bin ich zum Hintinger aufi und hab mit an Zündholz einzündet. Es hat sofort brennt. Dann bin ich nach Haus ins Bett.“

In der Aufregung, die der Feueralarm im Markt auslöste, übersah man offenbar einen wichtigen Anhaltspunkt: Noch vor dem Alarm kam Lechner in Feuerwehruniform, sein Flügelhorn unter dem Arm, in die Wohnung des Feuerwehrmannes Gustl Deutinger und teilt diesem mit, dass es beim „Hintinger“ brenne. Der Feuerwehrekamerad wurde von Lechner bedrängt, vom Kommandanten die Erlaubnis einzuholen, dass Lechner Alarm blasen dürfe. Lechner durfte nämlich zu dieser Zeit nicht mehr Alarm blasen, weil er sich über die Feuerwehrhornisten abfällig geäußert hatte. Doch dieses Mal wurde es ihm erlaubt. Er war dabei so aufgeregt, dass ihm arge Misstöne unterliefen, was wieder von anderen kritisiert wurde. Weniger kritisch schien die Tatsache beurteilt worden zu sein, wieso Lechner zu diesem Zeitpunkt wusste, dass es beim „Hintinger“ brenne, obwohl dieses Haus vom Markt aus gar nicht gesehen werden kann. Die Gendarmerie erfuhr die Geschichte allerdings erst nach der Verhaftung der Brandleger. Lechner hatte dem Bachler mehrmals einen Deuter gegeben, er solle sich auf den Weg machen. Es sollte einer der Hacha-Bauernhöfe, am Salvenberg von Hopfgarten in Richtung Itter, drankommen. Aber Bachler wollte nicht. Er meinte dazu später, er habe sich gedacht, dass die Leute auch einmal eine Freude haben sollten. Wahrscheinlich aber war ihm bekannt, dass die Bauern rund um Hopfgarten einen intensiven Wachdienst ins Leben gerufen hatten. Für die aufgebotenen Männer und Burschen waren es lange Nächte....

Lechner zeigte sich enttäuscht, dass es bei diesem Ball keinen Wirbel gegeben hatte.

## Mord am Moosnerbauer Josef Achrainer

In Hopfgarten gibt es schon wieder Mordalarm: Am 5. April 1933 wird der Moosnerbauer Josef Achrainer vom Grafenweg ungefähr 40 Meter unterhalb der Achenbrücke in der „Kühlen Luft“ in der Brixentaler Ache liegend tot aufgefunden. Die Leiche weist am Kopfe mehrere, mit einem stumpfen Gegenstande zugefügte Verletzungen auf. Die rechte Hosentasche ist umgewendet. An der Weste hängt noch ein Stück seiner Uhrkette. Es muss daher angenommen werden, dass Achrainer ermordet, beraubt und die Leiche in die Ache geworfen worden ist. Als der Tat verdächtig wird einige Tage später der frühere Gastwirt Gottlieb Fuchs verhaftet.



*Josef Achrainer (Hochzeitsbild)*

Am Dienstag, dem 4. April 1933, hätte der 50 Jahre alte Moosnerbauer eigentlich nicht im Sinn gehabt, in den Markt hinunter zu gehen. Seine tüchtige Frau Kathi wollte ihm den Weg hinunter ersparen und ging an diesem Tage schon in der Früh für ihren Mann in den Markt, um dabei zu sein, wenn der am Vortage verkaufte und von Metzgergesellen abgeholte Stier auf der Gemeindewaage gewogen wird. Der Metzger hatte sich ausbedungen, dass der Stier ungefüttert auf die Waage gestellt wird. Unter dieser Voraussetzung bezahlte er 85 Groschen pro Kilogramm Lebendgewicht. Nachdem das Gewicht festgestellt war, bekam die Bäuerin auch gleich den ausgerechneten Betrag, so dass sie schon gegen 10 Uhr wieder zu Hause war.

Wie viel der Stier gewogen habe, fragte der Bauer sogleich. Das von der Bäuerin angegebene Gewicht machte ihn zornig. Da stimmt etwas nicht, war die fixe Meinung des Aufgebrachten. Schon begab er sich in seine Kammer, zog sich um und verließ das Haus. Fast verzweifelt versuchte seine Frau, ihn am Fortgehen zu hindern, vergeblich.

Inzwischen ist der Moosnerbauer längst im Markt. Den Metzgermeister kann er nicht antreffen. Die Sache mit dem Gewicht wurmt ihn den ganzen Tag bis weit in die Nacht hinein. Er hält sich nacheinander in mehreren Gasthäusern auf. Zehn Minuten vor Mitternacht verlässt er das Gasthaus „Oberbau“. Er ist allein, weil ein Bursche aus der Nachbarschaft, der ihn schon öfter auf dem gemeinsamen Weg begleitet hat, noch fest beim Kartenspiel ist und nachkommen will.



*Mord-Tatort (Bahngleis) mit Spuren zur Ache*

Am Mittwoch, dem 5. April, kommen Katharina und Barbara, zwei Töchter des Moosnerbauern, um 12.30 Uhr zum Inspektor Felser und geben an, dass ihr Vater seit dem Vortag noch nie heimgekommen ist. Die beiden Mädchen befürchten etwas ganz Schlimmes; denn sie haben bereits entlang der Ache gesucht und glauben, weiter unten eine Leiche gesehen zu haben. Bei der gemeinsam mit Felser durchgeführten Besichtigung erkennen sie auch gleich ein am Rande der Ache bei einem Stein aufgefundenes Kleidungsstück als den Rock ihres Vaters. Der verständigte Richter ordnet die sofortige Bergung der Leiche an, weil für den Nachmittag wegen der Schneeschmelze Hochwasser zu erwarten ist. Eine alarmierende Feststellung macht der Gemeindefarzt Dr. Zuchristian, der aus den am Kopf des Toten vorhandenen Verletzung den Schluss zieht, dass der Bauer ermordet und in die Ache geworfen worden ist.

Die Gerichtskommission und die Erhebungsorgane treffen noch am gleichen Tag in Hopfgarten ein. Man ist überzeugt, dass es ein Raubmord ist. Noch am gleichen Tag kursiert in Hopfgarten die Meinung, dass der Mord mit dem Stierverkauf zusammenhänge. Als Täter kann wohl nur ein Einheimischer in Frage kommen.

Die Bevölkerung von Hopfgarten, „insbesondere jene Personen, die in der Nacht vom 4. auf 5. April 1933 von 22 bis 4 Uhr in Hopfgarten-Markt oder Umgebung unterwegs waren oder sonst irgendwelche Wahrnehmungen gemacht haben“, werden in einem allgemeinen Aufruf „höflichst ersucht“, sich beim Gendarmeriepostenkommando Hopfgarten zu melden. „Es handelt sich um die Aufklärung der Mordtat an dem Moosnerbauern Josef Achrainer“, heißt es zusätzlich, obwohl in Hopfgarten ohnehin von nichts mehr anderem mehr gesprochen wird. Im Rahmen der umfangreichen kriminalistischen Arbeit werden alle irgendwie in Frage kommenden Personen überprüft. Einige müssen sich eine längere Anhaltung gefallen lassen, bis sich ihre absolute Unschuld erweist. Man sieht allgemein ein, dass bei der Aufklärung eines so schrecklichen Verbrechens harte Maßnahmen unvermeidlich sind. Die Bevölkerung ist über die Mordtat aufs Äußerste empört und hat das Bestreben, an der Aufklärung mitzuwirken.

Dann zieht sich eine vielgliedrige, unbarmherzige Indizienkette um den 55 Jahre alten ledigen Geschirrhändler und früheren Gastwirt Gottlieb Fuchs, der schon einmal, als vor vier Jahren sein Kinogebäude gebrannt hat, eingezogen worden ist. Der vorerst besonders schwerwiegende Verdacht, dass ein bei ihm gefundener Gummimantel schlecht verwaschene Blutspuren aufweist, wird allerdings bei der genauen Untersuchung durch einen Sachverständigen widerlegt. Es sind Spuren von roter Farbe.

Der Fall Gottlieb Fuchs war von seltener Tragik geprägt. Von Natur aus fröhlich, unternehmungslustig und strebsam, wengleich zu sehr auf einträgliche Geschäfte erpicht, hatte bei ihm eine seit dem Jahre 1929 fortschreitende Krankheit ein Verhalten ausgelöst, das ihm seitens der Bevölkerung diskriminierende Bezeichnungen, wie „Halbspinner“, „Nachtvogel“ u.a. eintrug. In seinem, je nach Stand des Mondes, der Tageszeit oder der jeweiligen Situation unterschiedlichen Zustand äußerten sich zahlreiche Anhaltspunkte, die mehr und mehr als Belastungsmomente gewertet wurden. Da waren vor allem seine zahllosen, offenbar ernstzunehmenden Drohungen, z.B. er „werde wieder ein paar putzen“, er „werde den Hopfgartnern etwas antun, dass sie ihr Lebtage drandenken“, „die Revolver sind schon geladen“, „mir kann niemand was machen, ich bin ein hundertprozentiger Narr“ usw. sehr geeignet, dass sich Fuchs bei gewissen Ereignissen dem Verdacht aussetzt.

Als besonders verdächtig wurde sein Verhalten nach der Ermordung des Moosnerbauern empfunden. In dieser Hinsicht lieferte die Bevölkerung so viele Details, dass sich schon daraus die zwingende Notwendigkeit zur gerichtlichen Verwahrung ergeben musste. Dazu kam noch, dass sich Fuchs kurz vor der Tatzeit ganz eigenartig äußerte, er „gehe jetzt an die Arbeit“; dass er kein überzeugendes Alibi hatte, weil sich seine diesbezüglichen Angaben als unrichtig erwiesen; dass am Tatort ein 50-Pfennig-Stück gefunden wurde, von welcher Art nur Fuchs noch mehrere gleiche besaß, und schließlich, dass Fuchs bei der mit aller Vorsicht und Zurückhaltung geführten Vernehmung Angaben machte, durch die die Wahrscheinlichkeit, dass er Achrainer ermordet hat, mehrfach unterstrichen wurde.

Eine äußerst fatale Geschichte, die auch deshalb erwähnt werden soll, um die in diesem Zusammenhang nachträglich aufgetauchten Meinungen zu widerlegen, dass Fuchs wegen der unschuldig erlittenen Verhaftungen und Vernehmungen „verrückt gemacht“ worden sei. Fuchs befand sich seit 1933 mehrmals in der Nervenambulanz

Behandlung, weshalb den zuständigen Organen im Jahre 1933 die wahre Krankheit des Bedauernswerten bereits bekannt war.

Das Jahr 1933, in dem dieser Mord ausgeführt wurde, brachte endlich auch die Lösung der vielen schwerwiegenden Kriminalfälle. Und ein Jahr später hatte der Täter Gelegenheit, den Ablauf der grausigen Tat vor dem öffentlich geführten Schwurgericht rückhaltlos zu schildern, wobei einleitend die durch Zufall unterbliebene Ermordung desselben Bauern im Jahre 1932 behandelt wurde.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“, war der Grundsatz der brutalen Mörder. Die Initiative ging auch in diesem Falle von Lechner aus, der nachmittags einmal auf der Pinzgerbachbrücke stand und sah, wie Achrainer zum Gasthaus „Oberbau“ ging. Daraufhin rief Lechner den Bachler zu sich und machte ihn darauf aufmerksam, dass der Moosnerbauer in der Früh seinen Stier verkauft habe. Bachler war sofort bereit, den Mord auszuführen. Er traf sich mit Clementi, begab sich mit ihm in dessen Wohnung und ließ sich die Turnerhantel ausfolgen. Als Bachler abends sah, dass Achrainer zum „Michlwirt“ ging, begab er sich vorerst zum Abendessen. Um halb 9 Uhr abends begab sich Bachler schon auf Vorpaß. Er mußte lange warten, weil Achrainer erst um Mitternacht seinen Heimweg antrat. Bachler wusste, dass der Bauer beim Oberhauserstadel vorbei mußte. Er ließ ihn vorbeigehen, lief dann über den Anger und ging dem Mordopfer auf dem Weg zwischen der Bahnlinie und der Knoflach-Villa entgegen. Etwa zwei Schritte vor der Begegnung grüßte Achrainer mit „Guten Abend“. Bachler grüßte mit den gleichen Worten und versetzte dem Mann mit der Hantel einen wuchtigen Schlag auf die linke Schläfengegend. Auf diesen Schlag fiel Achrainer wie vom Blitz getroffen der Länge nach auf den Weg hin.

Achrainer war offenbar nur kurz bewusstlos und versuchte, zwischen den Drähten des Zaunes, der den Weg gegen den Bahndamm abgrenzt, hindurch zu kriechen. Er stolperte über den Abhang in den flachen Graben und wollte dann über die Gleise die Flucht ergreifen. Bachler lief ihm gleich nach und versetzte dem Achrainer einen oder zwei Schläge auf den Hinterkopf. Achrainer kroch trotzdem auf allen Vieren über das erste Gleis und stürzte dort. In seiner Todesangst rief er noch: „Ja, willst mich denn ganz umbringen!“ Bachler schlug nun mit seinem Mordwerkzeug mindestens zwanzigmal auf den Kopf des Achrainer, bis dieser schließlich verstummte. Dann zog er den leblosen Körper 37 Meter den Talhäuslgraben entlang zur Ache hinunter und ein Stück dem Ufer entlang.

Dort untersuchte er die Kleider des Ermordeten nach Geld. Es befand sich aber nur in der Außentasche der Weste etwas Münzgeld von insgesamt 1,70 Schilling.

Dann zerrte er die Leiche bis zur Ache, schob sie in das Bachbett und stieß sie in die Strömung. Sie wurde dann rund 40 Meter flussabwärts aufgefunden.

Bachler reinigte vorerst in der Ache die Hantel und ging dann heim. Die Hantel versteckte er in einem Koffer unter Hadern und übergab sie nach einigen Tagen dem Clementi.

Am Morgen bemerkte Bachler, dass seine Schuhe und besonders seine Kleider voll Blut waren. Er reinigte sie nur ganz oberflächlich, weshalb Clementi, dem Bachler den Hergang erzählte, darauf aufmerksam machte. Auf dem Friedhof traf er dann

Lechner, der ihn ebenfalls aufforderte, die Kleider vom Blut zu reinigen, weshalb Bachler sein blutiges Hemd beim nächsten Weihbrunnkessel auswusch.

Bachler wurde nach der Tat von Lechner gefragt, welche Beute er gemacht habe, worauf der Mörder meinte: „Da hab ich mich schön angeschmiert, der hat gar nichts gehabt.“ Lechner sagte nun: „Dös is nix, da können wir 50 umbringen und derwischen nix. Wir müssen in ein Haus einikrachn. Die Leut müassn halt dran glauben!“

Clementi versuchte bei der Verhandlung seine Hilfeleistung an diesem Mord auf seine Art abzuschwächen. Bachler habe, meinte er, die Hantel selbst genommen, seit dem Mord an der „Wabi“ habe er nichts mehr unternemen wollen. Er habe gemeint, wenn er bei dem Mord nicht dabei sei, könnte ihm nichts passieren.

Darauf Lechner: „Geh Toni, so dumm darfst die Leut doch nicht hinstellen.“ Der Sachverständige, Hofrat Dr. Meixner, gibt bei Gericht bekannt, dass der Ermordete infolge der Gehirnerschütterung und durch Einatmen von Blut, also durch Ersticken, gestorben ist. Durch Kontrollfragen an Bachler versucht er noch zu klären, wieso es zu der Wunde am Hals und den vielen Rippenbrüchen gekommen ist.

Lechner gibt an, dass er sich an diesen Fall nicht mehr so recht erinnere, aber es werde schon so sein, wie die beiden Genossen die Sache schildern. Er sei bei der Augenscheinkommission gewesen und habe gesehen, dass Fußspuren aufgenommen wurden. „Ich sagte dem Clementi, er soll sofort die Schuhe des Bachler umarbeiten. Ich habe gefürchtet, dass man einen Polizeihund auf die Spuren führen könne. Darum bin ich sofort nach Hause um Pfeffer und habe diesen auf die Spuren gestreut, damit der Hund die Spur nicht riecht.“

Bachler hatte am nächsten Tag in Anwesenheit seiner Mutter wahrgenommen, dass auf seinen Schuhen deutliche Blutspuren waren. Er machte ihr vor, dass er am heutigen Vormittag in jener Gegend war, wo Achrainer tot aufgefunden wurde; er könnte mit Blut in Berührung gekommen sein. Als Bachler nach seiner Verhaftung gegenüber den Kriminalisten dieselbe Aussage machte, ließ man ihn nicht merken, dass er sich damit in unbedachter Weise selbst eine Falle gestellt hatte.

Bei der Vernehmung der Witwe wird vor dem Schwurgericht noch einmal die Tragik dieses Raubmordes offenbar, bei dem acht Kinder ihren Vater verloren haben.

### **Enttäuschte Täter**

Der Mordfall Achrainer beherrschte lange Zeit das Ortsgespräch. Lechner, Bachler und Clementi verfluchten wie alle anderen die Mörder. Bachler war aber auch wirklich unzufrieden. Er besaß um diese Zeit keinen Groschen Geld. Die blutige Mordtat hatte nichts eingetragen. Wenn man vom Schösserbauern vom Gerlosberg, der bei der Beraubung vor vier Jahren ein „kleines Kuhgeld“ hatte, absieht, hatten alle bisher begangenen Verbrechen keinerlei Vorteil gebracht.

Die gelegten Brände befriedigten wenigstens die unbändige Bosheit, aber auch nur, wenn sich der Plan erfüllte.

## **Waldbrand am Salvenberg**

„Wir sollten wieder einmal einheizen“, sagte der stets auf neue Verbrechen bedachte Lechner im Frühjahr 1933 zu Bachler. „Probieren wir amal an Waldbrand, vielleicht geht der ganze Berg mit“, wobei Lechner den Salvenberg meinte.

Sie begaben sich bei beginnender Dämmerung durch den Mesnergraben in den Wald in der Nähe des Mittersbachanwesens. Lechner hatte in einem Papiersack Hobelspäne mit und richtete mit Reisig eine Feuerstelle her. Den Bachler schickte er vor dem Anzünden ein Stück hinunter, um aufzupassen. Das Feuer loderte für die beiden Brandstifter bald recht verheißungsvoll, und diese liefen über das Mittsbacher Feld und dann beim Talhäusl vorbei zum Markt. Dort hielten sie sich in der Nähe des Gasthauses Traube auf der Straße auf, von wo der erwartete Waldbrand gut beobachtet werden konnte.

„Aber es hat nit brennt“, gaben sie bedauernd an.

## **Brandlegung beim Trampbauern**

Im späten Frühjahr 1933 versuchte Bachler zweimal, das im Bereich Hacha-Salvenberg gelegene Bauernhaus Trampenau anzuzünden. Anstifter war auch hier Lechner, der zu Bachler sagte: „Heut wär grad das richtige Wetter zum Ausrücken. Schau einmal aufi zum Trampil.“ Bachler ging hinauf, fand aber keinen rechten Platz, um anzünden zu können, und zog wieder ab. Am nächsten Tag frotzelte Lechner: „Herrgott, gestern hats brennt!“ Und forderte: „Du musst noch einmal hinauf.“

Bachler lieh sich von Lechner ein Messer, mit dem er im Bretterschlag des Wirtschaftsgebäudes desselben Bauernhofes ein Loch herausschnitt. Durch dieses Loch warf er brennende Zündhölzer. „Aber es hat nicht gezündet“, gestand Bachler, über den Misserfolg augenscheinlich unzufrieden.

Lechner zu den Angaben Bachlers: „so viel ich mich noch erinnern kann, war Bachler drei- oder viermal beim Trampbauern und hat dort versucht, einen Brand zu legen. Nachher sagte er mir immer, dass es ihm nicht gelungen ist.

Als er das letzte Mal hinaufgegangen ist, hat er mir gesagt: heut muss es gehen. Ich habe im Markt schon hart auf den Brand gewartet, aber es war schon wieder nichts. Bachler hat gemeint, der Trampbauer kann sich das Aufbauen leicht leisten.“

## **Feuer im Mittereranwesen**

Am 23. Mai 1933 gegen 10 Uhr abends brach beim Mittererbauern am Penningberg Feuer aus, dem das Wohn- und Wirtschaftsgebäude vollkommen zum Opfer fielen. Der Bauer Georg Laiminger, seine Frau und die beiden Kinder waren wie gewöhnlich schon um 8 Uhr abends schlafen gegangen. Gegen 10 Uhr erwachte die Frau, weil es so „prasselte“, dass sie glaubte, es gehe ein schwerer Hagel nieder. Sie setzte sich im Bett auf und bemerkte auch schon einen großen Feuerschein. „Jessas, brennen tuats bei uns!“, weckte sie erschrocken den Bauern, der hinaussprang und schon die ganze Rem vom Feuer erfasst sah. Während die Bäuerin zuerst die beiden Kinder in Sicherheit brachte, ließ der Bauer das Vieh aus. Dann versuchten beide noch aus der Kammer einige Sachen zu retten.



*Anwesen beim Mitterer nach dem Brand am 23.5.1933.*

Inzwischen erfasste der Brand mit ganzer Kraft auch das Wohnhaus, so dass sie nicht mehr über die brennende Stiege hinunterkonnten. Zum Glück kamen Nachbarn mit einer Leiter zu Hilfe, um die Bauersleute über den Balkon zu retten. Besonders in Gefahr war auch der 76jährige frühere Besitzer Kruckenhauser, der zwar gerettet werden konnte, aber bald darauf starb.

Die Feuerwehr konnte wegen Wassermangels überhaupt nichts ausrichten. Sie hatte es ja schon schwer, über den steilen Fuhrweg bis zum Brandplatz vorzudringen. Der Schaden war zu zwei Dritteln durch Versicherung gedeckt. Durch die Erhebungen wurde festgestellt, dass der Brand bei den hinten angebauten Streuschupfen ausgebrochen ist. Und das Resultat lautete: „Es wird Brandlegung vermutet.“

Lechner war diesmal mit Bachler zufrieden. Sie hatten sich öfters darüber unterhalten, dass sie im Verlaufe der Jahre am vorderen Penningberg bis auf wenige Häuser alle „abgeräumt“ hätten. Nur beim Hinterblaickner waren mehrere Versuche erfolglos geblieben. Dann war noch das Mittereranwesen. Die Leute lebten in einer schrecklichen Angst. Aber daran dachten die Mörder und Brandstifter nicht.

Bachler gab über die Brandlegung beim Mitterer an: „Ich war beim `Oberbau`; zum Heimgehen wars mir noch zu früh, und da ist mir der Rappl gekommen, irgendwo anzuzünden. Ich bin auf den Penningberg hinauf und hab das Haus angeschürt.“

Und Lechner ergänzte zynisch: „Ich hab g´lacht, wie ich den Brand g´sehn hab.“ Am Tage nach diesem Brand lobte Lechner den Bachler, dass es so schneidig hergegangen ist. Die Leute hätten geglaubt, dass mit Petroleum angezündet worden ist.

### **Lechners Versuche: Im Feichthaus ...**

Nur zwei Tage nach dem Brand des Mittereranwesens, am 25. Mai 1933, wollte Lechner zur Abwechslung wieder in der Nähe des Marktes ein Haus in Flammen aufgehen lassen. Er war mit Bachler beisammen, wobei wie selbstverständlich vom Häuseranzünden gesprochen wurde. In der Wohnung des Bachler, wo auch Clementi hinzukam, probierten sie aus, ob Terpentin gut brenne. Als sie die Probe mit Erfolg gemacht und danach einen Spaziergang unternommen hatten, sagte

Lechner zu Bachler und Clementi: Passt mir beim Standl auf und pfeift mir, wenn was los ist, ich gehe jetzt zum Feichthaus und werde schauen, ob sich hineinheizen lässt.

Gegen 23 Uhr begab sich Lechner mit Terpentin und Zündern in den am Wohnhaus angebauten Abort, schüttete das Terpentin auf Sitz- und Wandbretter und zündete das vorhandene Papier an. Es brannte sofort hellauf. Dann begab er sich zu den beiden Genossen, um mit ihnen gemeinsam den Ausbruch des Brandes zu genießen. Sie warteten jedoch vergebens, denn das Schadenfeuer wurde rechtzeitig wahrgenommen und mit einigen Kübeln Wasser gelöscht.

Diesmal wurde bei der Untersuchung der Brandursache einwandfrei Brandstiftung festgestellt. Für das zweistöckige Wohnhaus bestand eine große Gefahr. An der Brandausbruchsstelle roch es noch eindeutig nach Terpentin.

Lechners Frechheit wurde diesmal von Bachler und Clementi kritisiert. Im Feichthaus hatte noch das Licht gebrannt. Als die drei Brandleger am nächsten Tag erfuhren, „dass der Sillaber das Feuer gleich bemerkt und selbst gelöscht hat“, sagten Bachler und Clementi zu Lechner: „Haben wir es nicht schon gestern gesagt, dass es noch zu früh ist, weil im Haus noch Licht brennt?“

In diesem Zusammenhang war wieder einmal ein Unschuldiger aus einer Zufälligkeit in Verdacht geraten. Er hatte mit dem Wohnungsinhaber Johann Sillaber Schach gespielt und das Haus kurz vor dem Brandanschlag verlassen.

### **... und im Schlosserhaus**

Um dieselbe Zeit machten Lechner und Clementi einen Abendspaziergang, wobei sie in der Gegend des Krankenhauses in Richtung „Prantersäge“ (bei der Gerberei) gingen. Beim Schlosserhaus kam dem Lechner spontan der Einfall, das im Anbau befindliche Heu anzuzünden. Er sagte zu Clementi: „Jetzt schau i grad in dö Hüttn eini, ob da nix brennat.“ Später meinte Lechner zu diesem Versuch bedauernd: „Aber die Bude hat nit brennt.“

Bei der späteren Erörterung der Brandfälle wurde zusammenfassend festgestellt, dass es Lechner in der Mehrzahl auf Häuser im Markt und Bachler überwiegend auf Bauerngehöfte in der Umgebung abgesehen hatte. Aber sie arbeiteten bei allem gut zusammen. Der wiederholt ganz gewaltige „Einsatzzeifer“ des Lechner als Feuerwehrmann wurde später natürlich in einem anderen Lichte diskutiert. So sei er, als es im Glanterlhaus brannte, ganz außer sich gewesen, um die Feuerwehrspritze rasch aus dem Feuerwehrmagazin zu bringen; er habe sich so arg benommen, dass sich sein Ziehvater veranlasst sah, den „Bubi“ zur Ruhe zu ermahnen.

### **Brand im Gasthaus Traube**

Am 28. Mai 1933, um 2 Uhr nach Mitternacht, brach im Gasthaus „Traube“ (Zipflwirt) ein Brand aus, wodurch der Dachbodenraum zum Teil vernichtet wurde. Das Objekt war Eigentum der Gemeinde Hopfgarten-Land, die darin die Gemeindegaststätte untergebracht hatte. Weiters war darin das Probelokal der Musikkapelle. Der Pächter, Alois Feiersinger, und die Landgemeinde Hopfgarten erlitten durch die Brand- und Wassereinwirkung einen bedeutenden Schaden, der jedoch durch die Versicherung gedeckt war. Der Brand hätte nicht nur das große Gebäude, sondern

auch Nachbarobjekte zerstören können. Eingesetzt waren die Feuerwehren von Hopfgarten, Kelchsau und Wörgl. Diesem Einsatz war ein großer Erfolg beschieden, obwohl es anfangs Schwierigkeiten zu überwinden gab, weil bei der Kupplung der Schläuche etwas nicht in Ordnung war, so dass man eine Sabotage der Brandstifter vermutete.

Im Haus wohnten der Gastwirt und seine Frau sowie zwei Diensthilfen. Der Wirt ging gegen Mitternacht schlafen. Hernach hörte er, dass auf dem Dachboden jemand gehe, doch unterließ er die Nachschau. Gegen 2 Uhr früh wurde von einem Mann, der sich im Zimmer der Kellnerin aufgehalten hatte, an die Schlafzimmertür der Wirtsleute geklopft, und es hieß, das Haus brenne. In der Hoffnung, den Brand mit einigen Kübeln Wasser löschen zu können, rannte er vorerst auf den Dachboden. Er sah aber sofort, dass er dazu nicht imstande war.

Die Brandlegung war Bachlers Werk. Über die Idee gingen nachher die Aussagen der drei Teufel etwas auseinander.

Lechner: „Bachler sagte mir öfters, er zünde beim Zipflwirt bestimmt einmal an, bei der Hand! Er hat sich vorgenommen, bei einer Musikprobe auf dem Dachboden einzuschleichen und dort den Brand zu legen. Ich habe den Tag nicht gewusst, wann er anzünden wird. Es war dann Feueralarm; am Abend vorher hatten wir tatsächlich Musikprobe.“



*Gasthaus "Traube" (Zipflwirt) - Aufnahme am 29. Mai 1933*

Clementi: „Lechner und Bachler sind bei mir zu Hause auf Besuch gewesen, da hat Bachler gesagt, er will sich bei der Traube, wenn einmal Musikprobe ist, auf den Dachboden schleichen, dann kann er ja oben bleiben und später den Brand legen. Bald danach war am Abend Musikprobe und Bachler sagte uns, dass er heute das Feuer anzünden werde. Ich bin beim Feueralarm im Bett gewesen, aber sogleich aufgestanden und zum Brandplatz gegangen. Dort habe ich Lechner getroffen, der aber in Zivil gewesen ist, weil er mit dem Feuerwehrhauptmann Steiner einen Streit gehabt hat. Steiner hat den Lechner nicht, wie dieser es gewollt hat, zum Hornisten bestellt. Bachler hat mir am nächsten Tag erzählt, wie er die Sache gemacht, jedoch beim Heruntersteigen eine Fensterscheibe zerschlagen hat. Und Lechner hat mir später gesagt, dass der Bachler einen Reim (Glück) gehabt hat, dass er nicht aufgekommen ist, weil der Alois T. im Zimmer der Kellnerin gewesen ist und Schritte und Fensterklirren gehört hat.“

Bachler: „Lechner hat mir schon früher gesagt, dass ich auf den Dachboden schleichen sollte, wenn Musikprobe ist. Ich bin längere Zeit oben gewesen, bis alles ruhig war. Vor dem Anzünden bin ich nochmals herunter geschlichen und habe beim Pferdestall die Tür aufgemacht, damit ich dann aus dem Haus komme. Dann bin ich wieder hinauf, habe einen Strohsack an die Wand gezogen und gegen halb ein Uhr eine Kerze in den Strohsack gesteckt und angezündet. Danach bin ich bei einem Dachbodenfenster hinaus, hinunter auf den Balkon vom ersten Stock und habe dabei unversehens eine Fensterscheibe zerschlagen.

Ich bin beim Pferdestall hinaus und habe meine Wohnung, die gerade auf der anderen Straßenseite ist, aufgesucht. Nach ungefähr einer Stunde – ich habe noch nicht geschlafen – ist es vom Fenster in meinem Zimmer hell geworden. Ich habe das Zimmer nicht verlassen. Lechner hat am nächsten Tag gemeutert, dass der Brand nicht gelungen ist.“

Ja, Lechner! So sehr er Bachler immer ermunterte, dies oder jenes zu unternehmen, so ermahnte er auch wieder zu höherer Vorsicht. Man werde ihn sonst eines Tages „dergratschn“. Bachler erzählte vor dem Gericht den Hergang dieser Brandlegung unter fortwährendem Lachen und ergänzte noch: „Am nächsten Tag bin ich zum Brandplatz, und da habe ich gesehen, dass die Kriminaler fotografieren, was mich natürlich interessiert hat. Clementi hat von dem Brand nichts gewusst.“ Und Lechner bestätigte: „Was der Bachler erzählt, stimmt. Beim Löschen bin ich dabei gewesen, das ist logisch!“

### **Vor den letzten Aktionen**

Zurückblickend bis zu den ersten Brandlegungen im März und April 1929 ist die Brandlegung im Gasthaus Traube bereits im 5. Jahr der Schreckensserie erfolgt. In Hopfgarten herrschen nunmehr in höchstem Maße Angst, Misstrauen und düstere Gerüchte. Es gibt immer noch keine Anhaltspunkte oder Hinweise, wer die Täter sein könnten. „Sie sind mitten unter uns“, ist die allgemeine Überzeugung. Die Leute getrauen sich kaum mehr zu schlafen. Beim geringsten Geräusch springen sie aus den Betten und spähen vorsichtig, ob nicht irgendein Feuerschein oder sonst etwas Verdächtiges wahrzunehmen ist. Man ist froh, dass jetzt viele Gendarmeriepatrouillen unterwegs sind. Obwohl der neue Postenkommandant erst ein Jahr in Hopfgarten amtiert, ist der Name Felser bereits ein Begriff. Weil er aber

bis jetzt keinen Erfolg verbuchen konnte, kann auch seinem gemütlicheren Vorgänger kein Versagen angelastet werden.

Die Zeitungen haben sich zunehmend mit der tragischen Situation in Hopfgarten befasst. Sicherheitsbehörden und Gerichte stehen vor unlösbar scheinenden Rätseln.

Die düsteren Gerüchte verunsichern die Bewohner noch mehr und geben einen guten Nährboden ab, dass sich später um die „drei Teufel von Hopfgarten“ viele Legenden ranken werden. Die Grenzen der Wahrheit und Legenden können auch zukünftig teilweise kaum gezogen werden. Dies erfahren jene, die Gelegenheit haben, aktenkundig festgehaltene Tatsachen mit den Schilderungen aus der betroffenen Bevölkerung zu vergleichen...

Die Feuerwehrführung macht die schlimmste Zeit durch. Noch nie dürfte eine freiwillige Wehr unter solchem Druck gestanden sein. Kommandant Steiner hat Mühe, seine Männer zusammen zu halten. Er muss sie mit der ihm eigenen Überzeugungskraft verteidigen, denn es wird zunehmend der Verdacht geäußert, dass die Brandstifter der Feuerwehr angehören. Wie wäre es sonst möglich, dass alle Schutz- und Beobachtungsmaßnahmen sowie alle Lockprämien umsonst sind....

Auch Pfarrer Josef Bramböck kam in seinen Predigten wiederholt auf die Heimsuchung zu sprechen, und da Not schon immer Beten gelehrt hat, waren es nicht wenige, die im Frühjahr 1933 Wallfahrten unternahmen, damit Hopfgarten endlich von den Übeln befreit werde. Eine ganze Schulklasse pilgerte mit ihrer Lehrerin nach Mariastein – sie waren später überzeugt, dass ihnen die Muttergottes geholfen habe.

Aber auch Lechner und seine Komplizen sind etwas beunruhigt. Sie spielen zwar weiterhin die Rolle der harmlosen Mitbürger, doch vertritt der Rädelsführer Lechner die Meinung, dass nun zu größeren Aktionen geschritten werden muss. Da gibt es im weiteren Umkreis des Marktes Häusergruppen, die als Ganzes in Flammen aufgehen müssten: Die Häusergruppe Hacha mit den Bauernhöfen Drittl, Gugg und Rauch hätte Bachler am Faschingssonntag, dem 26. Februar 1933, anlässlich des Feuerwehr-balles anzünden sollen. Vom oberen Lindrain (Hinting, Gugg, Schuster) und vom unteren Lindrain (Peterer, Haas, Kainrathen) wurden „nur“ die beiden erstgenannten Häuser niedergebrannt. Aber die größte Gruppe von Bauernhäusern wäre auf der gegenüber liegenden Seite vom Salvenberg, oben am Penning, das Penningdörfel selbst, mit den Höfen Rieser, Rechaber, Kratz, Leam, Weber, Neuhaus, dazu das Sägewerk, das Schulhaus und eine kleine Kirche. Ein solches Dorf aus reinen Holzhäusern in Flammen aufgehen zu lassen, erschien dem Lechner und Bachler geradezu ein Traumziel zu sein. Die Wege waren ihnen längst vertraut, sie wussten aus anderen Gängen manches Kammerfenster ...

### **23. Juni 1933: Der letzte Akt**

Am 23. Juni 1933 hatte es gegen Abend ordentlich geregnet. Diese Tatsache wird der nachfolgenden Schilderung deshalb vorangestellt, weil sie für die Ausforschung der Brandstifter eine wichtige Voraussetzung war.

Als abends der Regen aufhörte, trafen Lechner und Bachler mit Clementi zusammen. Lechner benahm sich auch mit anderen Leuten recht auffällig; er trieb unter dem Gelächter der Zuschauer mit einem Igel einigen Unfug. Dann machte er sich mit Bachler auf den Weg. Er hatte vorher noch Clementi informiert, dass heute Abend in Penningdörfel zwei Häuser angezündet würden, Clementi sollte im Markt gut herumhorchen. Wenn es schief geht, müsste er sogleich Brandstiftungen begehen, damit die anderen entlastet seien.

Lechner wollte zu dieser Zeit nicht mehr daheim sein. Er und Bachler, zu dieser Zeit beide arbeitslos, versprachen sich, wenn im Penningdörfel die Häuser Kratz und Leam nach einem Brand wieder aufgebaut werden, eine Anstellung beim Tischlermeister Erharter, der zu den betreffenden Familien verwandt ist. Sie machten sich nach Einbruch der Dunkelheit auf den Weg: ein kleines Stück auf der Kelchsauer Straße, gleich nach der Brücke beim Stegerbauern in Richtung Penningdörfel.

Es war die Zeit der Sonnwend- oder Johannisfeuer. Lechner und Bachler waren fest entschlossen, eine doppelte Aktion zu machen, je mehr Häuser brennen – umso besser.

Im Penningdörfel begann die Nacht wie üblich. Kurz nach 22 Uhr wurde im Bauernhaus Leam, zu dem ein kleines Sägewerk mit E-Werk gehörte, jene Lichtmaschine abgeschaltet, von dem auch die Nachbarhäuser mit Lichtstrom versorgt wurden.

Beim Rechaberbauern saßen um diese Zeit vier Burschen – Johann Berger, Jakob Bucher, Sebastian Thurner und Simon Weißbacher – in der Küche bei einem Hoangart beisammen. Thurner begab sich bald zum Kratzbauern nach Hause. Die übrigen drei Burschen machten gegen 22.30 Uhr von der dunklen Küche aus eine Beobachtung, die sie vor Schreck fast gelähmt hatte: Bei den jeweils am Stall des Leam- und Kratzbauern angebauten Streuschupfen flackerte zugleich ein Feuer auf, das rasch zu wachsen schien. Brandalarm! Während die Burschen und andere Bewohner mit größtem Einsatz die Brände bekämpften, handelte der Rieserbauer Josef Sieberer, früher Bürgermeister von Hopfgarten-Land, wie ein erfahrener Kriminalist: er suchte in der näheren und weiteren Umgebung nach Schuhspuren, die zum oder vom Dörfel führten, fand solche und deckte sie gut ab. Zwei der vier genannten Burschen, Johann Berger und Sebastian Thurner, liefen eiligst in den Markt hinunter, um den Postenkommandanten Felser zu verständigen. Sie wären dabei beinahe mit Lechner und Bachler zusammengestoßen.

Zugleich streiften beherzte Männer die nähere Umgebung ab, um die eventuelle versteckten Brandstifter vielleicht schnappen zu können. Es war eine dramatische und folgenschwere Sonnwendnacht. Der Erfolg, die beiden Täter zu stellen, hing am seidenen Faden und bedurfte des Zusammenwirkens mehrerer Umstände.

Lechner und Bachler waren diesmal von ihrer bisher praktizierten Vorgangsweise, nämlich Einzelobjekte heimzusuchen und dann – ganz gleich, ob das Vorhaben gelungen ist oder nicht – zu verschwinden, abgegangen.

„Wir wollten in dieser Nacht alles anschüren, was uns in die Hände kommt“, schilderte Lechner später ihre panikartige Stimmung. Wären sie auf dem kürzesten Weg in den Markt geflüchtet, hätten sie den notwendigen Zeitvorsprung gehabt, um

sich harmlos in den Kreis der Neugierigen zu stellen. Sie machten stattdessen einen kleinen Umweg zu den Litzlhöfen am Grafenweg.

„Brennen muss es, sonst sind wir verloren!“ sagte Lechner, und so versuchten die beiden bei der Streuschupfe des Vorderlitzlbauern mit vier, fünf Zündhölzern anzuschüren. Als es nicht brennen wollte, bekamen sie es ausnahmsweise mit der Angst zu tun, denn sie hörten, als sie auf dem zum Markt führenden Fußweg waren, rasch laufende Männer nachkommen. Lechner und Bachler versteckten sich daher flugs hinter Stauden. Dann war Eile geboten: Hinunter durch den Graben, durch den Weiler Kühle Luft zur Achenbrücke, über den Bahnübergang, vorbei beim Poststall zur Straße....

Beim Hauseck des Wagnermeisters Exenberger warnte Lechner: „Da droben steht einer!“ und fügte etwas erleichtert hinzu: „Das ist der Bäckerjaggi“ (der Gemeindepolizist Jakob Farbmacher). Hierauf erfasste Lechner den Bachler auf einmal hinten am Rockkragen und riss ihn mit in die dunkle Ecke der Beschlagbrücke des Schmiedemeisters Franz Stöckl.

### **Felser greift zu**

Kaum lagen die beiden in ihrem Versteck, hörten sie eilige Schritte auf sich zukommen. Der Postenkommandant, Revierinspektor Adolf Felser, leuchtete sie mit der Taschenlampe an und fragte knapp: „Wo kommen S´her?“ Und Lechner log prompt: „Von Hacha (aus Richtung Itter) herunter, bei der Ziegelei vorbei; wir sind aufs Fenster gegangen.“

Felser tastete Hosen und Schuhe ab, sie waren stark durchnässt. Mit der Taschenlampe beleuchtete er die Schuhsohlen. Dann machte er die Bemerkung: „Ich glaub, ihr habt was anderes.“ Er leuchtete sie forschend an, und Lechner sagte selbstbewusst: „Wir stehen zur Verfügung!“ Felser ließ von ihnen ab und setzte eilends den Weg fort.

Lechner und Bachler begaben sich in die Nähe des Gendarmeriepostens, wo Lechner gleich gegenüber wohnte. Bachler war durch Lechners Aussage, dass sie im Weiler Hacha fensterln gewesen seien, einigermaßen verwirrt. Sie setzten den Weg zum Haus des Schuhmachermeisters Kurz, wo Bachler wohnt, fort und trafen den Maurermeister Sebastian Schwöllenbach und gleich auch den Feuerwehrkommandanten Konrad Steiner. Dieser war inzwischen von der Brandlegung im Penning-Dörfel informiert worden und organisierte die Absperrungen bei den Achenbrücken. Oberlehrer Haag von der Volksschule Penning, der im Markt an einer Chorprobe teilgenommen hatte, fragte, wer ihm eine Taschenlampe leihen könne. Lechner beeilte sich, von seinem Zimmer eine zu holen; sie funktionierte aber nicht.

Es herrschte große Empörung, dass es abends beim Kratz- und Leambauern zugleich gebrannt habe. Lechner und Bachler schimpften und jammerten mit...

Sie waren mit gespielter Einsatzfeier bereit, an den Absperrmaßnahmen gegen die unbekanntenen Brandstifter mitzuwirken.

Konrad Steiner schilderte diesen dramatischen Vorgang später wie folgt: „Ich wurde in jener Nacht von den Gendarmen Klotz und Haller geweckt; es wurde mir mitgeteilt,

dass es im Penningdörfel gebrannt habe und dass ich, wie bereits mit Rev.-Inspektor Felser ausgemacht, die Absperrung der drei Achenbücken zu veranlassen habe. Ich verständigte sogleich verlässliche Feuerwehrmänner und traf in der Nähe des Gasthauses Traube mit dem Feuerwehrmann Schwöllnbach zusammen. In der Nähe standen Lechner und Bachler beisammen. Lechner kam gleich auf mich zu, erfasste mich mit beiden Händen an den Schultern und fragte, was los sei. Da Lechner auch bei der Feuerwehr war und ich ihn zur Absperrung einteilen wollte, sagte ich ihm, er soll zum Posten kommen, wo er alles erfahren werde. Vor dem Posten war Lechner unter mehreren Feuerwehrmännern anwesend. Ich sah noch, wie er dem Oberlehrer Haag vom Penning seine Taschenlampe borgte. Als ich die Feuerwehrmänner zur Absperrung einteilen wollte, war Lechner plötzlich nicht mehr da.“

Auch Oberlehrer Max Schneider aus Hopfgarten hatte sich nachträglich gewundert, dass Lechner und Bachler, die sich im Kreise der Feuerwehrmänner befunden hatten, auf einmal fort waren. Und Sebastian Schwöllnbach konnte sich daran erinnern, dass sich Lechner und Bachler kritisierend geäußert hatten, von Felser angehalten worden zu sein.

Und Clementi? Für diesen, der nach Lechners Anweisungen die beiden Freunde absichern sollte, begann am nächsten Morgen eine Zeit mit Angst und Zittern...

### **Lechner und Bachler in Haft**

Für Lechner und Bachler, die sich aus dem Kreis der Feuerwehrmänner entfernt und nach Hause begeben hatten, schlug schon um 3 Uhr nach Mitternacht jene Stunde, vor der sie sich insgeheim immer gefürchtet hatten. Sie wurden von den Gendarmen aus ihren Betten geholt und getrennt in Zellen verwahrt. Die Verdachtsgründe: Einwandfreie Schuhabdruckspuren von Lechner und Bachler, beginnend schon beim Stegerbauern gleich außerhalb des Marktes bis hinauf zum Penningdörfel, von dort zuerst auf einem Feldweg, dann über einen Graben und wieder auf einem Feldweg bis zurück zum Markt. Es hatte der erwähnte ergiebige Regen geholfen, dass unberührte, tiefe, eindeutige Spuren gesichtet werden konnten. Die Verdächtigen wurden mit durchnässten Schuhen angetroffen. Doch Lechner und Bachler behaupteten fest, aus Richtung Itter und Hacha gekommen zu sein. Auf dem angegebenen Weg waren aber keine Schuhabdrücke zu finden. Daraufhin änderte Bachler – im Widerspruch zum „standhaften“ Lechner – seine Angaben: sie seien in Penningdörfel gewesen, hätten dort gefensterlt, doch bald den Heimweg angetreten, weil verdächtige Pfiffe zu hören waren. Und unterhalb des Penningdörfels hätten sie umgeschaut und einen verdächtigen Rauch wahrgenommen. Sie hätten Angst bekommen, dass man sie in Verdacht ziehen könnte, und deshalb ausgemacht, sie würden gleichlautend aussagen, sie seien in Itter gewesen.

Die Tatbestandsaufnahme erfolgte mit höchster Gründlichkeit. Von einigen besonders ausgeprägten Schuhabdrücken wurden Gipsabdrücke hergestellt. In diesem Zusammenhang wurde dem Rieserbauern von den Kriminalisten ein erstes Lob zuteil.

Alois Lechner blieb hart; er bleibe bei seiner ersten Aussage. Er hatte dem Bachler mit Nachdruck eingeschärft, bei der von ihm festgelegten Rechtfertigung zu bleiben.

Aber Bachlers Nerven erwiesen sich im Verlaufe der Vernehmungen als zu schwach. Nach wiederkehrender Unterbrechung der Einvernahme begann er unter starker Erschütterung seines ganzen Körpers zu weinen; seine seelische Widerstandskraft brach zusammen. Im Weinkrampf presste er die Worte heraus: „Ich gehöre nicht mehr auf diese Welt“ und: „Ich kenn mich heut selbst nicht mehr.“

Dann schilderte er den Werdegang zum Verbrecher und erinnerte sich an die Warnungen und die Bitten seiner Mutter, die ihn von Lechner, den sie nie leiden konnte und einen „boshafte[n] Laggl“ nannte, losreißen wollte. „Ich bin ganz unter dem Einfluss von Lechner gestanden“, gestand Bachler. Er fühle sich erleichtert, nun alles zu sagen, aber: er gehöre nicht mehr auf die Welt. Trotzdem gab er zunächst nur den weniger gewichtigen Teil der verübten Straftaten zu.

Am 25. Juni nachmittags, rund 37 Stunden nach der Verhaftung, kam es am Posten Hopfgarten zu einem überraschenden Vorfall: Als Lechner zum Abtransport mit der Bahn nach Innsbruck in der Postenkanzlei war und deshalb Bachler für kurze Zeit nicht bewacht wurde, fand dieser eine Gelegenheit, in der Zelle ein Stück der elektrischen Leitung abzumontieren und sich damit zu erhängen. Er konnte im letzten Moment von der Lage befreit werden. So wurde Lechner nun allein nach Innsbruck überstellt und Bachler schilderte dann, von Weinen und erschütternden Selbstvorwürfen unterbrochen, auch die Brandlegung in der Kirche. Auf ein Geständnis von Morden ließ er sich noch immer nicht ein: „Menschenleben habe ich keine auf dem Gewissen, von den Morden Hände weg!“

### **Bachler gesteht teilweise**

Die Vernehmungen der beiden verhafteten Burschen verliefen recht unterschiedlich. Lechner verhielt sich wortknapp und rückte von seiner ersten Aussage nicht mehr ab, auch wenn diese widerlegbar schien. Schließlich verweigerte er jede Aussage:

5 Wochen lang. Dann hatte er sich mit einem raffiniert überlegten Dreh selbst die Schlinge gelegt.

Bachler dagegen redete und verstrickte sich trotz seines Bemühens, die Verdachtsmomente mit logisch scheinenden Erklärungen zu entkräften, in seinen eigenen Aussagen. Obwohl offensichtlich am Ende seiner Widerstandskraft und zu einem vollen Geständnis bereit, gab er zuerst nur Brandlegung zu. Als aber hier auf den Brand der Kirche eingeschwenkt wurde, sagte er wiederholt abwehrend: „Von der Kirche Hände weg!“

Er sah sich dann doch genötigt, die Brandlegung zu gestehen. Und dann folgten seitens der Vernehmungsorgane gezielte Fragen auf ungeklärte Morde. Der jüngste Mordfall war jener am Moosnerbauern Josef Achraimer am 4. April 1933, den Bachler allein begangen hatte, aber mit den Worten „Menschenleben habe ich keine auf dem Gewissen, von den Morden Hände weg!“ den Verdacht von sich ablenken wollte. Offenbar hatten ihn jedoch jene Blutspritzer, die von Lechner und Clementi am nächsten Tag bei ihm entdeckt worden waren, unsicher gemacht. Er dachte an seine Mutter, die die Blutspuren möglicherweise auch gesehen hat und nun befragt werden könnte. Einer vielleicht belastenden Aussage seiner armen, tief betroffenen Mutter wollte Bachler mit folgenden Angaben vorbeugen: „Als am 5.4.1933 die Kommission wegen des Mordes am Moosnerbauern Josef Achraimer in Hopfgarten am Tatort war,

habe ich dort auch zugeschaut und bin herumgestiegen. Als ich abends nach Hause kam, bemerkte ich an einem meiner Schuhe Blut und sagte zu meiner Mutter, `schau, jetzt war ich unten, wo der Moosnerbauer erschlagen worden ist, und da bin ich mit einem Schuh blutig geworden, da könnt man schön dreinkommen`. Ich habe hierauf den Schuh gereinigt.“

Man ließ Bachler erzählen und vorerst nicht merken, dass er sich mit dem angeblich blutigen Schuh wirklich verdächtig gemacht hatte, denn: Zwar waren im Tatortbereich schon Blutspuren ersichtlich gewesen, diese waren aber zum Zeitpunkt der anwesenden Kommission bereits eingetrocknet...

Der Untersuchungsrichter und die Kriminalisten hatten eine Monsterarbeit zu leisten. Es lagen über die Brand- und Mordfälle der vier schrecklichen Jahre keine wirklich hieb- und stichfesten Sachbeweise vor. Die Klärung konnte nur so erfolgen, dass schließlich rückhaltlose Geständnisse vorlagen. Aber Lechner schwieg, und Bachler gestand nur das, wo er keinen Ausweg mehr sah.

Lechner war, wie er später sagte, überzeugt, dass Bachler bei den kriminellen Handlungen „der Kältere“ war. Aber er musste sich über die Durchhaltekraft Bachlers bei Vernehmungen doch auch Sorge gemacht haben, denn er sagte früher öfters zu Bachler: „Wenn sie di amoi dagratschn, häng´n ma oi drei drinn.“

Alle drei? Es verstrichen schließlich mehr als fünf Wochen, bis auch die Stunde des Anton Clementi geschlagen hatte. Dieser war vom wortkargen Lechner ebenso wie vom gesprächsbereiten Bachler geschont worden. Obwohl Clementi Lechners Anweisungen, mit Brandlegungen die beiden Verhafteten zu entlasten, nicht befolgt hatte, aber sicher auch aus der Überlegung, dass Clementi am ehesten alles gestehen würde.

Als Lechner und Bachler am 24. und 25. Juni – zwischen der Verhaftung und dem Abtransport nach Innsbruck – in Zellen des Gendarmeriepostens Hopfgarten verwahrt waren, gingen dort Anton Clementi und Anton Luxner neugierig vorbei. Lechner wurde dabei hinter einem kleinen vergitterten Fenster beobachtet. Auch er hatte seine Freunde gesehen und rief hinunter, sie sollten Zigaretten bringen. Und als Luxner zur Seite schaute, gab er dem Clementi ein Zeichen, und zwar so, wie man ein Streichholz an der Streichholzschachtel anzündet. Dabei nickte er bedeutsam mit dem Kopf. Aber Clementi hatte dazu keinen Mut mehr...

### **Lechner gerät in die eigene Falle**

Alois Lechner war schon fünf Wochen in Untersuchungshaft, ohne weich zu werden. Dann wollte er sich mit einem typischen Lechner-Trick aus der Schlinge befreien.

Eine Gelegenheit mochte auch darin gelegen sein, dass die Gefängnisse mehr Gefangene aufnehmen mussten, als unter normalen Bedingungen Platz vorhanden war. Und so musste Lechner die Gefängniszelle mit einem Häftling namens Matthias Geier teilen. Dieser Geier hatte wegen Diebstahls eine Strafe von acht Monaten abzusitzen und kam am 11. Juli 1933 zu Lechner in die Zelle. Lechner wollte sich des Geier, der nachher ein gutes Gedächtnis bewies, zur eigenen Entlastung bedienen. Im Gespräch zwischen Lechner und Geier habe also Lechner gesagt: „Dein Fall ist leicht, aber meiner – ich soll der Brandstifter von Hopfgarten sein, ich hab a mords

Gwürg mit den Kriminalbeamten, ich bleib aber bei `nein`, und wenn ich auch der Brandstifter bin und sage überhaupt nix, und wenn sie mich überweisen, so ist es mir gleich, ob ich 20 Jahre oder Lebenslänglich bekomme. Besser wäre es aber, wenn mein Kollege alles auf sich nehmen würde, er würde auch nicht mehr bekommen und ich wäre frei.“

Auf Geiers Frage, ob er einen Komplizen habe, sagte Lechner: „Ja, der ist auf Zelle 18, den werden die Kriminaler übernommen haben, sie werden gesagt haben, ich habe alles gestanden, dann wird auch er gspiebm haben. Ich aber habe es mir in den Kopf gesetzt und bleibe bei nein.“

Geier hatte seinerzeit den Zeitungsartikel über den Brand der Pfarrkirche von Hopfgarten gelesen und fragte: „Sag mir, wie habt ihr es bei der Kirche angestellt?“ Lechner erzählte recht ausführlich: „Da sind wir beim Blitzableiter hinauf, bei einer Dachluke hinein. Am Dachboden haben wir alte Schindeln zusammengestellt, haben eine dicke Kerze hineingestellt und angezunden, dann sind wir an einem Strick beim Heiliggeistloch herunter und beim Turmfenster aus der Kirche in den Friedhof gestiegen, dann sind wir in das Gasthaus Oberbau, haben dort Karten gespielt und gewartet, bis der Brand ausbricht.“

Lechner erzählte dem Zellengenossen noch vieles. Im Verlauf der weiteren Gespräche vertraute Lechner dem Geier auch an, dass noch ein dritter Täter sei, den die Polizei noch nicht wisse.

Dazu sagte Geier dann aus: „Er nannte mir auch den Namen des dritten Mannes, ein gewisser Anton Clementi, Ziegeleiarbeiter und Flickschuster in Hopfgarten, der auch sechs, sieben Brände gelegt hat. Und Lechner sagte weiter, wenn Bachler ja nur gerade das nicht zugeben würde, dass Clementi auch beteiligt ist, denn das wäre für mich schlecht. Am besten wäre es, wenn sich Bachler, wie er es schon versucht hat, wegputzen (Selbstmord begehen) würde, dann wäre ich allein, ich würde schon auskommen.“

Da Geier dann in eine andere Zelle kam, sagte Lechner beschwörend zu ihm: „Geier, meine Rettung bist du allein, ich geb dir ein Schreiben mit und das musst du bestimmt dem Bachler geben, du musst ihn bearbeiten und dahin bringen, dass er alles auf sich nimmt, denn er bekommt doch nicht mehr und ich bin gerettet. Und wenn dir das gelingt, dann lebst du, wenn du heraus kommst und ich auch heraus bin.“ Unter „lebst du“ deutete Lechner an, dass Geier später mit guter Entlohnung rechnen könne.

Der Zellengenosse Matthias Geier sollte dem Bachler einen von Lechner geschriebenen Zettel zustecken. Geier hat den Inhalt des Zettels auswendig gelernt, den Zettel selbst aber vernichtet. Der Zettel habe folgenden Inhalt gehabt: „Liebster Franz. Ich teile dir mit, dass ich erfahren habe, dass du alles zugegeben hast und ich bei den Bränden dabei war. Ich bitte dich, schmeiß alles um, weil du nicht mehr und nicht weniger bekommst und gib an, aus Rache hast du das gemacht, weil ich zu deinem Madl gegangen bin. Und hast du umgeschmissen, verlange den Untersuchungsrichter und sagst, dass der Lechner unschuldig ist, ich habe alles selbst gemacht, Lechner weiß von nichts, ich habe aus Rache gelogen. Hast du das gemacht, dann verlange Gegenüberstellung, dann musst du sagen: `Der Lechner weiß nichts, der Brandstifter bin ich.` Ich werde dann sagen: `So, Franz, einen

solchen Kollegen habe ich, du bist der Brandstifter und mich lässt du noch einziehen.` Du musst dann sagen: `Ich habe es gemacht aus Rache wegen dem Madl.` Wenn du das sagst, dann bin ich gerettet, dann werde ich mich vorführen lassen zu den Kriminalbeamten, diesen werde ich es dann hineinsagen.“

Geier hat, wie erwähnt, Lechners Zettel vernichtet. Warum er den Inhalt mitgeteilt hat? Auch diese Aussage Geiers ist aktenmäßig korrekt festgehalten: „Lechner hat mir gesagt, dass für die Ermittlung des Brandstifters von Hopfgarten 6000 Schilling ausgesetzt sind und daher möchte ich bitten, dass auch ich etwas bekomme, damit ich nach acht Monaten Kerkerstrafe nicht ganz ohne Mittel stehe. Weiters möchte ich bitten, ob es nicht möglich wäre, dass von meiner Kerkerstrafe ein Teil nachgelassen wird.“

### **Clementi wird verhaftet**

Man überprüfte natürlich gleich, ob die Angaben des Matthias Geier auf Wahrheit beruhen, und stellte an Bachler die direkte Frage: „Bachler, warum haben Sie bisher immer verschwiegen, dass noch ein Dritter bei Euch ist?“ Der Angesprochene: „Verzeih mir, ich sage nun, dass Anton Clementi auch dabei gewesen ist, ich habe es bisher nur der alten Clementimutter zuliebe verschwiegen. Clementi weiß von uns alles, und ich weiß auch, was Clementi angezündet hat, wir haben kein Geheimnis gehabt.“

Dann wird alles, was mit Clementi gemeinsam war, wie es begonnen hatte, was geplant und gemacht wurde, auf vielen Protokollseiten festgehalten, es wurden mehrere Widersprüche klargestellt.

Und am 29. Juli 1933, fünf Wochen nach der Verhaftung von Lechner und Bachler, holte ein Gendarm des Postens Hopfgarten Anton Clementi vom Personalbüro des Ziegeleiunternehmens Müller ab. Diese Verhaftung war beinahe sensationell, weil man dem biedereren Toni so etwas nie zugetraut hätte, weil es für die Familie eine unbeschreibliche Tragik war, und weil das immer wieder auftauchende Gerücht im Umlauf war, dass noch weitere Mittäter beim Namen genannt werden könnten....

Anton Clementi schilderte, wie er unter dem Einfluss Lechners zum Brandstifter wurde, wo und wann er selbst tätig war, und gab offensichtlich freimütig alles zu, was sich auf Brandlegungen bezog.

Nach der Verhaftung von Lechner und Bachler habe er furchtbare Ängste ausgestanden. Er habe nicht mehr den Mut gehabt, mit einer Brandlegung die Verhafteten zu entlasten, wie dies ausgemacht war. Mit den betroffenen Leuten habe er immer Erbarmen gehabt, und öfters sei ihm der Gedanke gekommen, alles anzuzeigen, aber er habe sich vor Lechner und vor der Strafe gefürchtet.

Die Frage, ob Clementi auch an Mordfällen beteiligt war, blieb vorerst offen. Die Erhebungsbeamten erinnerten sich, dass der in der Nacht zum 7.9.1930 ermordete Hans Kruckenhauser im Gasthaus Traube kurz in Gesellschaft von Lechner und Clementi gesehen wurde. Als es in der Vernehmung passend schien, legte man dem Clementi ein Lichtbild der Leiche des ermordeten Kruckenhauser vor, in dem die furchtbaren Stich- und Schnittwunden am Hals besonders drastisch dargestellt sind.

Clementi richtete einen Blick auf dieses Bild, zuckte zusammen, begann zu weinen und sagte gebrochen: „Ich gestehe nun alles.“

Dann wurden alle schwerwiegenden Verbrechen aufgrund der Geständnisse des Clementi rekonstruiert: der Mord an Kruckenhauser, der Mord an Barbara Stöckl, der Überfall auf Leo Müllauer....

Clementi betonte immer wieder, dass er eigentlich nicht wollte, dass er Angst hatte und im Grunde feige war, aber vor allem dem Lechner hörig und gefällig war und ihm imponieren wollte.

### **Von Clementi zu Bachler und Lechner**

Das Geständnis des Anton Clementi erschien voll glaubwürdig und führte sogleich zu den nächsten Schritten. Zwei Tage nach der Verhaftung Clementis war wiederum Bachler dran, der bis jetzt wohl die Brandlegungen, aber keine Morde eingestanden hatte (Lechner hatte überhaupt nichts eingestanden). Da Bachler, um Clementi zu decken, einige von diesem ausgeführte Brandlegungen auf sich genommen hatte, war hier einiges auf die wahren Tatsachen hin zu berichtigen. Im Verlaufe der Vernehmung legte man vor Bachler eine Turnerhantel (Mordwerkzeug von Bachler bei Josef Achrainger) und ein Lichtbild Achraingers, das zahlreiche, schwerste Kopfverletzungen zeigte, auf den Tisch. Bachler blickte kurz hin, stieß einen unbeschreiblichen Laut von sich, weinte und sagte: „Ich sage nun alles.“ Es kamen dann die bekannten Mordfälle (Kruckenhauser, Barbara Stöckl und Achrainger) zur Sprache, dazu weitere Vorhaben und Versuche. Bachler gab es nun endgültig auf, Vorgänge zu verheimlichen, die ihn und die anderen Mittäter belasten könnten.

Hatte man von ihm annehmen könne, dass sich seine Niedergeschlagenheit vor allem darauf bezieht, nunmehr der Straftaten überführt zu sein, so konnten die Beamten doch auch den Eindruck haben, dass der Mörder und Brandstifter Bachler auch unter seelischem Druck stand, etwa als er schilderte, welche unbeschreibliche Empfindung er hatte, als für Josef Achrainger das Sterbeglöcklein geläutet wurde.

Auf seine Art fast sinnierend schilderte er den Beginn der kriminellen Laufbahn: „Lechner hat im Jahre 1928 angefangen, von Brandstiftungen zu reden. Er war auch geldgierig und wollte nur zu Geld kommen. Ich war mit ihm gut befreundet, er brachte mich auch dazu, dass ich – wie er – nicht mehr in die Kirche ging, und so kam ich auf Abwege.“

Als nun alle drei im Gefängnis des Landesgerichtes in Untersuchungshaft waren, schien es für die Bewachung nicht leicht gewesen zu sein, ein Zusammentreffen zu verhindern. Bachler und Clementi konnten zumindest einmal beim Gespräch angetroffen werden. Lechner wurde offenbar besser isoliert. Als Clementi eines Tages im Hof des Gefangenenhauses fotografiert wurde, hörte er jenes früher vertraute Pfeifsignal, das von Lechner eingeführt worden war, um sich gegenseitig verständigen zu können. Weiters hörte Clementi noch jenen bestimmten Jauchzer, der nur von Lechner kommen konnte.

Am 1. August 1933 legte dann auch Lechner ein volles Geständnis ab. Am Tag vorher hatte er bei der Vernehmung wiederholt geweint und schließlich gesagt: „Bringt´s mir einen Geistlichen und die Mutter (gemeint war Frau Leithner, seine

Ziehmutter), dann sag ich alles, sonst überhaupt nichts.“ Es wurde ihm bedeutet, dass man wohl einen Geistlichen, aber nicht die Mutter bringen könne. Nachdem Lechner mit dem Geistlichen gesprochen hatte, erklärte er sich bereit, ein volles Geständnis abzulegen. Man begann sogleich bei den Mordfällen.

### **Der Krug geht so lange zum Brunnen...**

Über vier Jahre lang hat es gedauert, bis der Krug endlich zerbrochen ist. Wenn man die von Lechner, Bachler und Clementi begangenen Delikte dahin beurteilt, bei welchen Gelegenheiten eine Chance geboten gewesen wäre, die Täter auszuforschen, so kann man sagen, dass es öfters nur an einem kleinen Glücksstrahl gefehlt hat, oder umgekehrt, dass die Burschen mehrmals ein unglaubliches Glück gehabt haben. Der in der Kriminalistik oft gelobte Faktor „Zufall“ hatte über vier Jahre lang den Kriminellen, aber nicht den Kriminalisten geholfen.

Aber am 23. Juni 1933 stellten sich Glück und Zufall einwandfrei gegen Lechner und Bachler. Sie verließen sich auf ihre bisher so oft bewährte Pfiffigkeit und machten diesmal bedeutende Fehler.

Da hatten sie zunächst die Witterungsverhältnisse unterschätzt: In dem vom Regen aufgeweichten Boden mussten die benagelten Lederschuhsohlen besonders gute Spuren hinterlassen. Man konnte den Weg der Täter in Richtung zum Tatort und von dort in Richtung zum Markt einwandfrei verfolgen.

Es war Lechners großer Fehler, nachher zu behaupten, sie seien nicht in Penningdörfel, sondern – in entgegengesetzter Richtung – in Hacha bzw. Itter gewesen. Bachler hatte seine Rechtfertigung unter dem Druck der Vorhalte zwar geändert: sie seien schon – entgegen der ersten Behauptung – in Penningdörfel gewesen, um dort zu fensterln, hätten aber vorzeitig den Heimweg angetreten, weil sie verdächtige Pfiffe gehört und später Rauch und Feuer gesehen hätten. Sie wollten nicht unschuldig der Brandlegungen verdächtigt werden.

Was wäre gewesen, wenn beide von Anfang an diese Version behauptet hätten und davon nicht mehr abgegangen wären? Dann hätten die festgestellten Spuren nicht absolut als Belastungsindiz gelten können. Allerdings wären von anderen Verdächtigen keine Spuren zu finden gewesen. Der Regen hatte es in sich! Die Widersprüche in den Aussagen mussten die Verdachtsgründe bestärken.

Ein gravierender Fehler war, dass sie nicht sogleich und mit größtmöglicher Beschleunigung in den Markt zurückgekehrt waren, um sich daheim umzuziehen und die Schuhe zu verräumen.

Sie machten sich natürlich verdächtig, als sie sich vor dem näher kommenden Gendarmen im Beschlagraum der Schmiede versteckten. Was weiter folgte, ist zur Leistung der Bewohner des Penningdörfels und der Gendarmerie positiv zu buchen: Die rasche Verständigung des Postenkommandanten, das Abdecken der Spuren, die sofortigen Aktionen des Revierinspektors Felser, dessen mutiger und zielstrebigere Zugriff bei den versteckten Burschen, deren Verhaftung noch in derselben Nacht. Kriminalistisch überaus geschickt war das sofortige Beleuchten der benagelten Schuhsohlen mit der Taschenlampe und das Betasten der nassen Hosen und Schuhe. Wie wertvoll war hier die Taschenlampe! Ihr weißer, feststehender Schein

reflektierte die abgeschliffenen Nägel an den Lederschuhsohlen und zeigte das Muster der Benagelung an (es hatte damals jeder Schuster ein individuelles Muster; man konnte sehr oft durch Rückfragen bei den Schuhmachern ermitteln, wer der Träger der Schuhe war). Auch der Fortschritt der Kriminalistik trug einen guten Teil zum Erfolg bei. Man fotografierte damals schon recht viel, von den aufgefundenen Spuren wurden Zeichnungen und Gipsabdrücke hergestellt; Blut- und Farbspuren wurden im Gerichtsmedizinischen Institut wissenschaftlich untersucht.

Ja, wenn einmal so viele Anhaltspunkte gegeben waren, wie nach der Brandlegung in Penningdörfel, dann müsste sich die Beweiskette um die Verdächtigen zwangsläufig immer mehr zusammenziehen.

„Ich glaube nicht, dass wir Lechner zu einem Geständnis gebracht hätten“, war die vor Gericht vorgebrachte Meinung des Erhebungsbeamten Keimel, der mit seinem Kollegen Wischatta ausschlaggebend an der erfolgreichen Vernehmung der Verdächtigen beteiligt war.

### **Der Vorhang fällt**

Lechner erwies sich auch in der Untersuchungshaft als unbändiger Gewaltverbrecher. Er versuchte Bewachungsorgane niederzuschlagen, beleidigte und bedrohte sie auf gemeinste Weise und benahm sich derart gefährlich, dass ihm zeitweise an Händen und Füßen schwere eiserne Ketten angelegt werden mussten. Schließlich wäre es ihm beinahe gelungen, sich mit einem Schuhnagel die eigenen Augen auszustechen, um als Folge der Blutvergiftung zur „verrecken“. Die Spuren dieser gefährlichen Verletzungen waren bei der Schwurgerichtsverhandlung noch sichtbar. Lechner machte bei der Verhandlung, wenn er sich normal benahm, zwar keinen so unsympathischen Eindruck, doch schien er auf jeden Fall furchterregend.

Manche Äußerungen des Lechner ließen die vielen Anwesenden im Gerichtssaal – nicht wenige waren täglich mit der Bahn aus Hopfgarten gekommen – mehrmals erschauern. Die Beziehung zwischen Lechner und Bachler äußerte sich bei der Verhandlung recht ungleich.

So meinte Bachler, er hätte, wenn es möglich gewesen wäre, auch alle von Lechner begangenen Verbrechen auf sich genommen.

Lechner war über das Geständnis Bachlers zutiefst enttäuscht: „Wenn der Bachler nicht gewesen wäre, dann wär ich heut nicht da“ und: „Wenn ich geahnt hätte, dass Bachler gestehen würde, hätte ich ihn bei der Achenbrücke hinuntergeschlagen wie eine Katz.“

Mit der Verkündung des Urteils senkte sich der Vorhang über ein beispielloses Kriminalgeschehen. „Das Urteil stützt sich“, wie der Vorsitzende ausführte, „auf das umfassende und bei Clementi und Bachler auch reumütige Geständnis der Angeklagten. Was die Strafbemessung anlangt, so konnte mit Rücksicht auf die vielen und geradezu scheußlich begangenen Verbrechen von Milderungsumständen kein Gebrauch gemacht werden. Es hat sich gezeigt, dass bei Lechner der lebenslängliche Strafsatz neunmal, bei Bachler zehnmal und Clement sechsmal zur Anwendung kommen müsste.“

## Kein Alpdruck mehr

Der Bevölkerung von Hopfgarten wurde mit der Verhaftung der drei Täter ein unbeschreiblicher Alpdruck genommen. Kaum jemals dürfte einem Gendarmen von allen Seiten so aufrichtige Dankbarkeit bekundet worden sein, wie dies bei Revierinspektor Felser der Fall war. Zugleich widerfuhr dem Rieserbauern Josef Sieberer, Bürgermeister der Landgemeinde Hopfgarten von 1925 bis 1928, von allen Seiten Dank und Anerkennung.



*Gesamtaufnahme vor dem Gasthof "Traube"*

Am 25. März 1934, vor Beginn des großen Schwurgerichtsprozesses, standen Inspektor Felser und Altbürgermeister Sieberer im Mittelpunkt einer großen offiziellen Kundgebung und Ehrung. Aus diesem Anlass waren zahlreiche Formationen in militärischer Ordnung angetreten. Dazu ein aus Gendarmeriebeamten gebildeter Ehrenzug und die Musikkapellen von Hopfgarten und Itter. Hohe Ehrengäste und öffentliche Funktionäre hielten Ansprachen. Dann erfolgte die Dekorierung des Inspektor Felser und des Altbürgermeisters Sieberer. Beiden wurde die ihnen vom Bundespräsidenten verliehene Große Silberne Medaille für Verdienste um die Republik Österreich an die Brust geheftet. Die Bevölkerung nahm an dieser Feier dankbar und bewegten Herzens teil. Die übrigen verdienten Sicherheitsorgane erhielten vom Bundeskanzleramt Anerkennungsdekrete.

Die damals getrennt verwaltete Markt- und Landgemeinde bezeugten im August 1933 ihren Dank: Gendarmerie-Revierinspektor Adolf Felser wurde zum Ehrenbürger beider Gemeinden ernannt. Dem sehr verdienten Feuerwehrkommandanten Konrad Steiner widerfuhr die Ehre einige Jahre später.



*Dekorierung des Altbürgermeisters Josef Sieberer*

### **Während des 2. Weltkrieges**

In der Zwischenzeit ist viel Wasser durch das Brixental geronnen. Es kam der 2. Weltkrieg, aus dem viele brave Männer nicht mehr heimkehrten. Fast alle Familien der vereinigten Marktgemeinde Hopfgarten wurden vom Unglück und Schrecken der Kriegereignisse betroffen. Von den verschiedenen Frontabschnitten kamen Einzelmeldungen, dass Soldaten den Tod gefunden hatten. Viele junge Männer erlitten schwere Verletzungen mit bleibenden Schäden. Nach dem Kriegsende bangten viele Eltern und Frauen, ob die Vermissten heimkehren würden.



*Dekorierung des Postenkommandanten Adolf Felser*

Zwischen den vielen tragischen oder auch hoffnungsfrohen Nachrichten kursierten in Hopfgarten auch Mitteilungen, dass Lechner, Bachler und Clementi irgendwo in einer Strafanstalt verstorben seien. Genaues wusste man allerdings nicht. Man nahm solche Todesmeldungen, die im Grauen des Krieges beinahe untergingen, nunmehr ohne Gemütsbewegung zur Kenntnis. Die über die „drei Teufel von Hopfgarten“ verhängte lebenslängliche Kerkerstrafe hatte rund zehn Jahre gedauert. Über den Ort und Tag des Ablebens von Bachler und Clementi konnten nur spärliche Daten ermittelt werden. Der Todestag von Alois Lechner blieb unerforscht. Es dürfte kein Zweifel bestehen, dass er sich unter jenen „Lebenslänglichen“ befand, die in der Endphase des 2. Weltkrieges in den nationalsozialistischen Vergasungslagern umgekommen sind. Nach der Verurteilung zu lebenslänglich schwerem Kerker

am 1. August 1934 ließ sich der weitere Lebensweg der drei Kriminellen wie folgt rekonstruieren: Lechner, Bachler und Clementi wurden bereits am 7. August 1934 in die Strafanstalt Stein an der Donau (Niederösterreich) eingeliefert. Diese Anstalt hatte, verglichen mit den Strafanstalten Suben und Garsten, die strengsten Verwahrungsbedingungen.

Anton Clementis wurde bereits am 14.2.1936, also nach eineinhalb Jahren, in die weniger harte Strafanstalt Garsten überstellt.

Lechner kam am 22.12.1941 und Bachler am 23.12.1941 nach Garsten. Bachler starb dort am 7. Juni 1943.

Anton Clementis Leben und Haftzeit endete am 10. Jänner 1944 im Vernichtungslager Mauthausen.

Und Alois Lechner? Es ist beinahe sicher, dass er nicht – wie Bachler – in Garsten sein verpfushtes Leben ausgehaucht hat, sondern – wie Clementi – ins Vernichtungslager Mauthausen gekommen ist.

Es war damals eine furchtbare Kriegszeit. Die Soldaten verbluteten, erfroren oder verhungerten an Fronten und in Gefangenenlagern; in den Juden- und Gefangenenlagern Großdeutschlands betrieb man das organisierte Massenmorden; auf die Städte fielen unzählige mörderische Spreng- und Brandbomben; überall herrschte Leid und Not.

In Hopfgarten sind die „schrecklichen Jahre“ von 1929 bis 1933 in weite zeitliche Entfernung gerückt. Sie sind aber nicht vergessen. Von den drei Teufeln wird noch in vielen zukünftigen Generationen die Rede sein. Manches aus den gruselhaften Schilderungen kann ins Legendenhafte übergleiten.

Als wohl unbestechlichster Zeuge der schweren Zeit wird die prachtvolle Pfarrkirche für immer erinnern und mahnen. Sie war das für die Bevölkerung aufwühlendste Opfer menschlicher Bosheit, doch sie wuchs hernach im Bewusstsein der Hopfgartner noch mehr als Wahrzeichen guten menschlichen Willens.

Als in der aufblühenden Nachkriegszeit Primizen, Jubiläen und viele andere Feste gefeiert wurden, vermittelten die wohlabgestimmten Glockenklänge nicht nur Festlichkeit, sondern auch Besinnung: Was sich „damals“ ereignet hatte, soll und darf sich mit Gottes Hilfe nie mehr wiederholen!

## **Brief von Lechner aus dem Gefängnis Stein an den Bürgermeister von Hopfgarten am 10. Juni 1939**

Stein, am 10. Juni 1939

Sehr geehrter Herr Bürgermeister!

Obwohl ich nicht weiß, ob es Ihnen angenehm sein wird, von mir einen Brief zu bekommen, entschloss ich mich doch, wegen meinen Angehörigen, diese Zeilen zu schreiben.

Ich bin mir jetzt vollkommen bewusst, dass ich nicht nur mir, sondern auch meinen Lieben eine große Schande und Schaden zugefügt habe.

Ich weiß, dass ..... (unleserlich) den Angehörigen eines Übeltäters irgendwie spüren zu lassen, weil aus ihrer Mitte einer stammt, welcher der Gemeinschaft Schaden anrichtete. Als ich erfuhr, dass Sie geehrter Herr, der Bürgermeister von Hopfgarten wurde, da habe ich aufgeatmet, weil ich Sie und Ihren Gerechtigkeitssinn kenne. Darum bitte ich Sie, Herr Bürgermeister, vergessen Sie meinen Bruder (Ziehbruder) bei der Zuteilung der Arbeit nicht, weil, wenn er nur ein wenig wegen mir diesbezüglich benachteiligt wird, dann wäre es für mich eine Strafverschärfung.

Meine Zeilen an Sie, geehrter Herr, entstammen nur aus meiner Sorge für meine Angehörigen. Für mich selbst will ich ja nichts, ich bin mir bewusst, dass ich meine Strafe verdiente und mit Geduld tragen muss. Wenn Sie vielleicht nach der Lektüre des Briefes über meine Schandtaten nachdenken und sich selbst fragen, wieso ein Mensch so was Schreckliches begehen kann, dann bitte ich Sie, verlieren Sie damit keine Zeit, weil nicht einmal ich selbst in meinem gegenwärtigen Zustand kann diese Frage beantworten. Bedenken Sie, geehrter Herr, dass ich selbst, das was ich begangen habe, verdamme, als ob jemand anderer diese Taten begangen hätte und das wird wahr sein, die Menschen werden zwei „Ich“ haben. Ich hätte vielleicht unter guter Anleitung damals auch gute Taten vollbringen können. Ich denke oft zurück über die Ratschläge, die Sie so oft gaben nach den Musikproben, warum habe ich auf Sie nicht gehört? Damals waren doch genug Gelegenheiten da, um meinen Tatendrang zu befriedigen, aber gerade damals eben schlief wahrscheinlich mein besseres „Ich“ und das Böse triumphierte. Mein besseres „Ich“ ist zurückgekehrt aber um zum Leid mitmachen, ich werde nicht mehr im Leben etwas Schönes und Freudiges erleben, ich werde bis zum Ende meiner Tage lebendig begraben sein, das geehrter Herr Bürgermeister, soll Sie ein wenig milder gegen mich stimmen und diesen Brief ein wenig freundlich empfangen lassen, damit Sie meine Bitte bezüglich meinen Ziehbruder erfüllen und somit meine Verdammnis mildern.

Hochachtungsvoll

Alois Lechner Stein a. d. Donau  
Hauptstraße 84